



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Georg Bangs Liebe.

Roman von Karl Kosner.

(3. Fortsetzung.)

Langsam schien es nun doch auch in Herrn Gerolds Wesen neu auszuschlagen, ruhiger und friedlicher zu werden, als der Frühling ins Land gezogen kam.

Nicht daß er seinen Schmerz vergessen und begraben hätte.

Der Leidenszug, den ihm der Tod des Buben ins Angesicht gegraben hatte, der blieb und wich von ihm für seinen Augenblick. Er stand auch dann um Mund und Augen, wenn das Gesicht zu lächeln suchte. Gleich einem Schleier, der die Linien mildert und sanft verschwimmen läßt, was sonst wohl Schärfe ist, lag dieses Lächeln dann über der Trauer. Aber es kam doch manchmal.

Und auch sein Interesse für alles das Schöne schien wieder zu erwachen. Es war so lange ganz zurückgeschoben und verborgen worden von den Gedanken, die ihn völlig eingenommen hatten.

Er ging mit Georg, der in diesem Frühjahr sein zwölftes Lebensjahr begann, und mit Sephi, die drei Jahre jünger als der Freund, doch für ihr Alter seltsam vorgeschritten war in ihrem ganzen

zarten Wesen, oft in die Museen und öffentlichen Sammlungen. Er zeigte ihnen die Schatzkammer des Kaiserhauses, die Belvederegalerie und das Naturalienkabinett auf dem Josephsplatz und legte durch seine schlichten Erklärungen den Grund zu mancherlei Erkenntnis in ihren Herzen.

Einmal war auch Frau Gerold an einem solchen Sonntagvormittag mitgewesen. Da ging er Arm in Arm mit ihr und suchte immer wieder auch ihr das, was sie sahen, möglichst fesselnd zu machen. Er blickte voll fürsorglicher Zartheit fortwährend nach ihr hin und las ihr zu den Bildnummern, die sie nannte, die Angaben des Kataloges vor.

Bei diesem einem Male blieb's jedoch. Frau Gerold hatte damals später über recht starken Kopfschmerz geklagt, sie konnte, wie sie meinte, das viele Stehen vor den Bildern, das angestrengte Schauen nicht vertragen.

Die beiden Kinder waren über diesen Umstand nur wenig betrübt, so konnten sie Herrn Gerold nun wieder ganz für sich in Beschlag nehmen, und das schien ihnen



Beim Roten.
Gemälde von Fr. Proh.

doch am schönsten. Auch zu Hause gab sich Frau Gerold in dieser Zeit bedeutend mehr als früher mit Sephi ab. Sie sah bisweilen im Kinderzimmer, sah zu, wenn Georg und das kleine Mädchen zusammen spielten, und spielte wohl auch selbst für ein paar Augenblicke mit den Kindern.

Ein Spielen freilich, wie es der Herr Gerold kannte, war das nicht. Die Kinder blieben seltsam ungeschickt dabei, sie gaben sich nicht frei und ungezwungen.

Herrn Crispi sah Georg während aller dieser Wochen nicht. Ein einziges Mal noch war er dort gewesen nach jenem Abend, da Herr Gerold mit seiner Frau vor Georgs Mutter von ihm gesprochen hatte. Dann blieb er weg, und auch sein Name wurde nicht genannt.

Enger denn je vorher wurde in dieser Zeit, die nun kam, der Anschluß der beiden Kinder aneinander.

Das kleine, zierliche Ding, die zarte Sephi, die Georg früher immer wie ein feines Esenwesen, als etwas so weit über ihm Stehendes erschienen war, erschloß sich ihrem Freunde wie niemand sonst. Was sie dem Vater, der nun seit Hansens Tod doch so viel ernster, stiller und wortfarger war als früher, nicht sagen konnte und der Mama nicht sagen mochte, weil diese doch nur lächelnd oder mit einem raschen Wort darüber hinging, das wurde nun dem Georg anvertraut. Altklug und wichtig suchten sie zusammen die Lösung für so manchen unverständenen Vorgang, den das Leben ihnen zeigte, die Antwort auf so manche Frage, die sie nicht zu enträtseln wußten.

Sephi ging nicht zur Schule. Ursprünglich hatte sie gleich ihrem Bruder nur die zwei untersten Schulklassen zu Hause durchmachen sollen, und so wie den kleinen Hans, so hatte Herr Gerold auch sie selbst in die ersten Schwierigkeiten des Lernens eingeführt — bis zu der Zeit von Hansens Tod. Dann hatte er die Ruhe, die Sammlung dazu nicht mehr finden können. Es hatte ihn nicht mehr gelitten vor diesem Tische, diesen Heften und Lesebüchern. Die Dinge alle, die ihm die Erinnerung an Stunden, die er in gleicher Tätigkeit mit seinem toten Buben hingebracht hatte, fortwährend in lebendiger Frische wachriefen, ließen ihn fühlen, daß er hier nicht mehr zum Lehrer taugte. So wurde eine Lehrerin für Sephi angestellt, ein Fräulein, das alle Tage vormittags für zwei Stunden kam. Auch von dem Vorsage, das Kind nach den zwei ersten Jahren zur Schule zu schicken, war Herr Gerold nun abgekommen. Er fürchtete nach all dem Leid, das ihm an seinem Buben widerfahren war, die Schulkrankheiten allzusehr. So sollte Sephi auch für später der Schule ferngehalten werden, er wollte ihr ihre ganze Ausbildung zu Hause geben lassen.

Dadurch kam es, daß das kleine Mädchen auch kaum mit Altersgenossinnen in Berührung kam. Georg, der einzige Kamerad, den sie hatte, war ihr Ersatz für allen Umgang sonst. Er war ihr Freund, Freundin und Bruder. Mit ihm konnte sie über alles sprechen, was ihr gerade durch das Köpfchen lief, mit ihm konnte sie alles spielen, und er verstand auch alles, was sie tat und dachte. Er war nicht so wie andere Buben, die immer nur herumbeizten, die nur im Mäusen, Boren und Schreien Vergnügen fanden. Er war auch sicher viel geschickter als alle diese anderen dummen Buben! Wenn er das auch den Lehrern nicht so zeigte. Er war eben ein stiller Bub — aber mehr wert als diese anderen alle; das hatte ihr auch der Papa einmal gesagt. Und ihr war es damals gewesen, als hätte er das von ihr selbst behauptet. Ganz verlegen war sie geworden in ihrer stolzen Freude.

Für Georg aber war Sephi ein Kindeswesen, das er still und abgöttisch verehrte. In weißen Spitzenkleidchen hatte er sie einst in seinen Träumereien vor sich gesehen, auf feinen Seidenfesseln, so zart und kostbar, wie sie seine sehnsuchtsvolle Knabenphantasie sich damals nur ausmalen konnte. Jetzt wußte er, daß sie nicht immer Spitzenkleidchen trug und daß bei Gerolds wohl viel schöne und kostbare Dinge waren, wenn auch nicht Seidenfesseln, wie er einst geträumt. Aber die Wirklichkeit hatte, wenngleich sie ihm also ein wenig Alltag in

den Wein seiner Träume gegossen hatte, sein Herz doch nicht enttäuscht. Was in des Knaben Phantasien so hoch gestanden hatte, so weit und fern, daß er nicht gewagt hätte, sich ihm zu nahen, das stand ihm in der Wirklichkeit nun näher, als er es jemals sich erträumen konnte. Die kleine Sephi war, so wie nur je zuvor, der Inhalt seiner Träume — doch sie war mehr jetzt, sie erfüllte auch sein Leben. Dem Buben, dem aus all den Dingen, die er gemeinsam mit Sephi unter der Führung des Herrn Gerold sah und kennenlernte, der beste Zuwachs seines jungen Lebens wurde, der in den Feierstunden seines Daseins die Kleine stets an seiner Seite sah, verband sich das Gefühl der Andacht, das er dann stets empfand vor dem, was ihm erschlossen wurde, mit dem Bilde des zarten Kindes. So war sie ihm die Kameradin, die Freundin und doch mehr. Ein Hauch des Höheren blieb stets an ihr, mochte das zierliche Gestaltchen auch noch so harmlos, zwanglos sich bewegen. Und wenn die kleinen Hände manchmal — als mühten sie nachholen, was sie in trauervollen Zeiten und in einsamen Stunden veräuht hatten — kindische Spiele trieben und der zarte, blasse Mund auch manche kleine Torheit schwatzte — was Georg Bang an ihr verehrend liebte, ward dadurch nicht berührt. Für ihn lag um das blonde Köpfchen allzeit gleich einer Heiligentrone der Abglanz seiner eigenen Dankbarkeit. Was in den vielen Tagen jeder Woche an stillem Sehnen nach der kleinen Freundin in ihm wuchs, das löste sich dann sonntäglich in Glücksgefühl.

Manchmal in Spiele war es, als fühlte Sephi, daß sie die Übermacht über den Freund in Händen hatte. Er war der ältere und fügte sich doch jedem ihrer Wünsche. Da war es dann, als ob sie sich an diesem Gegenseite freute. Doch wenn sie ihn so eine Weile nach ihren Launen hatte quälen können, dann brach die Neue über dieses Tun ganz jäh aus ihr hervor. Dann konnte sie sich kaum genug tun, ihm zu zeigen, daß sie auch unter seiner Führung sich seinen Wünschen unterordnen könnte.

Als der Sommer gekommen war, nahm Herr Gerold die gemeinsamen Ausflüge in die Umgebung Wiens mit den beiden Kindern wieder auf. Und bei einem solchen Ausflug geschah es, daß ein heftiger Regen die kleine Gesellschaft überraschte.

Wenn sie auch gleich nach Hause eilten und wenn der Sephi dann auch dort sofort trockene Kleider angezogen wurden — die Erkältung, die ihr Vater für das Kind gefürchtet hatte, ließ sich dadurch doch nicht mehr bannen. Schon tags darauf bekam sie leichtes Fieber, mußte ins Bett, und obgleich die Erscheinungen der Krankheit nach wenig Tagen wieder ganz behoben waren, so traf Georg, als er am nächsten Sonntag des Nachmittags zu Gerolds kam, die Freundin doch noch in den Kissen. Im Bett sollte sie auch noch in den nächsten Tagen bleiben. Zu ihrem Bette aber war ein Tisch geschoben, und dort saß nun Georg, plauderte mit ihr und las ihr aus dem neuen Buche vor, das sie aus Anlaß der Erkrankung von dem Papa bekommen hatte.

Manchmal blickte er auf und sah zu ihr hinüber; das zarte Köpfchen, das von blondem Haar umrahmt, still in den Kissen ruhte, war ihm zugewendet. Die Augen sahen träumend in die Ferne, ein lieblich ernstes Sinnen lag in ihnen.

Wie seine Stimme schließlich schwieg, schien Sephi aus dem wachen Träumen erst zu sich zu kommen.

Nun lächelten ihn ihre Augen an.

„Schon aus?“ fragte sie.

Er nickte. „Hübsch — nicht?“

Sie blickte vor sich nieder, und in die Wangen stieg ihr ein feines helles Rot. Die zarten Händchen aber fuhrn in leisem Streicheln zwei-, dreimal über die Decke hin.

Und Georg, der dem Spiele dieser Finger mit den Augen folgte, fragte: „Haßt du nicht zugehört?“

Jetzt schüttelte sie ihren Kopf ein wenig.

„Du, Georg . . .“

„Ja?“

„Weißt du, was ich mir gedacht hab' jetzt?“ Sie lächelte und sah ihn an.

Er sagte nichts. Nur seine Augen fragten. Aber das Herz begann ihm plötzlich so stark zu schlagen, wie er in das Gesichtchen blickte, das ihm, von hellem Rot ganz überquollen, so scheu und heimlich entgegen sah.

Und jetzt bewegte Sephi wieder ihre Lippen. „Ich hab' gedacht, daß, wenn ich einmal groß bin und wenn ich heirat', ich keinen anderen Mann haben möcht' als dich!“

Georg sah immer noch auf sie. Seine Hände fuhren zitternd über den Einband des Buches, das er in Händen hielt. Ein Gefühl weihvoller Freude erfüllte ihn. Und doch zuckte es ihm um die Augen, und seine Züge blieben ganz ernst. Nur blässer waren sie geworden, und seine Augen strahlten.

Und ganz ernst, unsäglich auch nur ein Wort zu sprechen, nickte er mit dem Kopfe.

Von Georgs jungem Herzen, der, so gefällig allen Wünschen Sephis, früher so manches Mal im Spiel als Vater ihrer Puppen und als ihr Mann hatte mittun müssen, war in dem Augenblicke ein Reif gesprungen. Ein Samenform in seiner Brust hatte die Hülle aufgesprengt, in der es bisher schlief — die Liebe wollte werden.

Wie Glück und Schmerz zugleich war es in ihm.

Das heiligste Mysterium des Lebens zitterte zum ersten Male durch das Dasein des Knaben . . .

Von dieser Zeit ab ging ein Wandel vor sich in Georg Bangs Gefühlen.

Die neue Welt in seinem Innern, die durch das kindliche, leuchtende Verbe-Wort der kleinen Sephi erstanden war, erhellte nun sein ganzes Wesen mit neuem Lichte.

Gedanken kamen ihm, die ihm bisher ganz fremd geblieben waren, und Fragen tauchten in ihm auf, zu denen er sich keine Antwort wußte. Was bisher Träume waren, das wurde ihm zu Sehnsucht und zu Wünschen; das stieg nun nieder aus dem Reich der Phantasie und faßte Wurzeln in dem Reich der Erde.

Nicht, daß sich Georg Bang bewußt geworden wäre, wie sehr das Erlebnis sein ganzes Sein durchdrang. Er spürte nur, wie tief ihn das liebende Vertrauen der Freundin mit Glück erfüllte, daß er ihr näher war als früher. Und auch das war kein Vorgang, über den er sich klar war, sich Rechenschaft gab. Was er sah und was ihn glücklich machte, das war nur immer wieder das Bild des Augenblickes: das zarte, scheu und froh zugleich ihm zugewendete Gesichtchen, der Blick der Augen und das feine Rot, das über Wangen, Stirn und Schläfen lag, bis zu dem hellen blonden Haar. Dazu noch ein Paar Lippen, weich wie zwei Rosenblätter, die sich im Sprechen leicht bewegten.

Und dieses neue Glück nahm ihn so völlig ein, daß er die Dinge um sich nun auch in seinem Scheine heller und froher sah. Ihm war's, als hätten die Kastanien im Hof des alten Hauses noch nie so voll belaubt, so reich geschmückt mit großen Früchten die dunklen Häupter in die Sonnenluft gehoben, ihm war's, als wäre ihm die Schule nicht mehr so drückend und beklemmend wie wohl sonst, als wären die Räume weniger fahl, die Lehrer freundlicher und weniger streng in ihrer ganzen Art. Das Menschliche in ihnen trat ihm näher, und sie, die fühlten, daß sich jene Scheu und Zagheit löstete, die ihn bisher gleich wie mit Schleieren umschlossen hatte, kamen in der Tat dem Buben entgegen. Besonders einer nahm sich gern seiner an und fand in dieser Zeit zuerst den Weg zu Georgs Seele, der Lehrer der Geschichte, Doktor Nieger.

Mit dieser Freude, die Georg so erfüllte und mit den kleinen Erfolgen, die er in der Schule errang, wuchs sein ganzes Wesen. Ziele erstanden vor seiner Seele, die weiter draußen lagen, als sein Blick bisher gesehen hatte. Er wollte alles tun, um sich im Leben fortzubringen, er wollte arbeiten soviel er konnte, Sephi sollte sich seiner einmal nicht schämen dürfen!

Gesprochen hatte er niemals zu jemand über sein Erlebnis. Auch im Gespräch mit Sephi kam er nie darauf zurück. Und selbst der Mutter, der er bisher noch nie im Leben etwas verborgen hatte, konnte er das nicht sagen.

Nur einer war's, dem er es anvertraute, des Abends, wenn er, die Hände auf der Bettdecke gefaltet, im Dunkel lag: Gott.

Heiß war es ihm an jenem ersten Tage herangedrängt, als er sein Nachtgebet beendet hatte: Herr, gib, daß wir uns bekommen, die Sephi und ich!

Und von da ab kam es täglich und war die letzte Bitte jedes seiner Tage.

Wohl merkte Frau Marie Bang das zarte Blühen ihres Buben, wohl sah sie, daß die blaffen Wangen röter waren und daß die Augen oft in träumerischem Glanz erstrahlten. Allein sie fragte nicht und dachte nicht ans Fragen. Sie fühlte es nur als ein Glück, daß Georg jetzt besser gedieh; in ihrem schlichten Mutterherzen aber, das in dem Buben immer noch das Sorgentind von einst erblickte, regte sich niemals ein Gedanke an das, was diese Knabenseele heiß erfüllte.

Mit Stolz hatte sie einmal auch Herrn Franz Schneeberger davon gesprochen, wie Georgs Wesen und Gesundheit sich nun kräftigten.

Und der hatte zu ihren Worten hastig und mit väterlicher Fürsorge genickt. „Dös war auch nötig, war auch dringend nötig! Denken S' doch selbst, Frau Bang, zwei Jahr' noch, und der Bua kommt aus der Schul'. Zwei Jahr' noch, und er muß ins Leben! Bis dahin muß er Kräfte haben . . . und überhaupt, man wird doch nächstens schon d'ran denken müssen, sich klar zu werden, was der Bua dann werden soll . . . Na, wissen S' Frau Bang, ich hab' da so meine Gedanken — Ich . . . na . . .“ er räusperte sich laut, drehte dann aufmerksam an seiner Pfeife herum und lächelte ein wenig vor sich hin.

Frau Marie Bang aber sah zu Georg hin, der still über ein Buch gebeugt saß, und dachte mit Schrecken: Zwei Jahre noch — nur noch zwei Jahre . . . Ihr war's in diesem Augenblicke, als wäre die Zeit noch gar nicht so sehr ferne, da sie das Kind in schlummerlosen Nächten auf ihren Armen leise singend stundenlang getragen hatte. Und nun sollte das Leben draußen schon bald ein Recht an ihn gewinnen, ihn von ihr nehmen?

Sie merkte nicht, wie Herrn Schneebergers Lippen ein paarmal um das Mundstück seiner Pfeife zuckten, als wollte er zu dem, was er gesprochen hatte, noch mehr hinzufügen, sie sah nur ihren Georg drüben über seinem Buche und konnte nur das eine denken: Zwei Jahre nur — nur noch zwei Jahre —

Als der Herbst ins Land kam und die Blätter sich verfärbten, ging's wieder schlechter mit Herrn Gerold. Als hätte sich das große Welken in der Natur auch ihm auf das Gemüt gelegt, daß all die zage Freude wieder starb, die im Sommer schon erstehen wollte, so war es nun um ihn. Die Augen lagen wieder matt und tief in ihren Höhlen, die Falten um den Mund waren voll Dual und Bitterkeit, und öfter wieder als sonst in der letzten Zeit trieb es den armen Mann hinaus auf den Zentralfriedhof zum Grabe seines Buben.

Auch das Harmonium, das in den Sommermonaten nur wenig benutzt worden war, zog ihn jetzt wieder an, und seine Phantasien flossen nun wieder durch die Räume und sprachen von den Leiden einer müden Seele. Sehnsucht und Schmerz waren in ihnen, doch nicht wie früher klangen sie in tränenmüden Akkorden aus. Jetzt klagten sie mit wehen Stimmen, jetzt rangen sie nach Ruhe und Befreiung und brachen oft in Tönen der Verzweiflung ab.

Und Frau Malwine Gerold, die im Nebenzimmer saß und stidte oder in einem Buche blätterte, die stand dann wohl in unruhvoller Hast vom Tische auf und ging ans Fenster oder in die Kinderstube, damit sie diese Melodien nicht mehr hörte. Sie haßte dieses Instrument; das Klagen seiner Töne griff sie

an, daß sie sich ganz nervös und krank von ihnen fühlte. Drüben bei den zwei Kindern aber, bei Sephi und bei Georg, sprach sie dann laut und lebhaft. Sie fragte Georg nach der Mutter und nach seinem Lernen — nach Dingen, die ihr sonst doch so ganz fern zu liegen schienen — sie nestelte an Sephis Kleidern und suchte alles mögliche hervor, um länger in der Kinderstube zu verweilen, zu der die Töne des Harmoniums nur leiser mit ihren letzten Wellen drangen.

Eins fühlte Georg Bang aus all dem Treiben: es lag zwischen Herrn Gerold und der schönen Frau ein dumpfes Schweigen. Herr Gerold hatte aufgehört ihr so zu dienen, so alles von den Augen abzulesen, wie es im Frühjahr und auch noch während der Sommerzeit gewesen war.

Und als Sephi einmal zu ihm sagte: „Du, Georg, gestern war Herr Crispi auch schon wieder da — der kommt jetzt wieder alle Augenblick!“, da mußte er an all die Trauer denken, wie sie im Antlitz seiner Mutter stand, damals, als sie durch stille winterliche Gassen von hier nach Hause schritten. Da kam ein heißes Mitleid mit Herrn Gerold über ihn, ein Mitleid, dessen letzten Grund er nicht erfaßte, doch das ihn trieb, sich doppelt liebevoll dem Vater Sephis anzuschließen.

In einer solchen Stunde, da der Bub still an der Seite seines väterlichen Freundes saß, da war es auch, daß dieser das lange Schweigen unterbrach und auf sah zu dem Bilde Hansens an der Wand. Er nickte, und dann sprach er leise vor sich hin — für Georg — doch nicht zu ihm, sondern in den Raum:

„Ich hab' heut' nacht wieder von meinem Hans geträumt. Ich träume jetzt so oft von ihm, und es ist seltsam — ich träum' dabei jedesmal denselben Traum. Er steht vor mir — so wie er hier im Leben war — du weißt es ja, in dem Matrosenanzug mit dem hellen Strohhut in der Hand. Er schaut mich freundlich an und lächelt. Ich selbst empfinde dabei nur ein Glücksgefühl, daß ich ihn sehe — nichts von Erschrecken oder Angst. Als ob das ganz natürlich wäre, ist es mir. Und ich will ihm die Hand hinstrecken und sage dabei: „Komm — so komm doch, Hans! da schüttelt er den Kopf — dreimal — und lächelt immer noch zu mir herunter. Und dann sagt er mit seiner lieben Stimme, ganz deutlich, daß ich noch den Klang im Ohr' hab': „Bald — bald werden wir wieder ganz beisammen sein!“ Und dann ist an der Stelle, wo er noch eben stand, ein heller Fleck. So ist er heute nacht zum drittenmal im Traum zu mir gekommen . . .“

Herr Gerold schwieg und schaute auf das Bild.

Und Georg, den bei diesen Worten die Macht des Übernatürlichen, die Seltsamkeit des Traumes als Schauer fast ergriffen hielt, fand nun erst, da Herr Gerold geendet hatte, sich selber wieder.

Zum ersten Male stieg in ihm ein Ahnen auf, was alles er verlieren würde, wenn dieser Mann, den er wie einen Vater liebte und verehrte, von ihm gerissen würde. Er schmiegte sich an ihn und faßte mit den beiden Händen nach seiner Hand. Er wollte etwas sagen, das seinen väterlichen Freund auf andere Gedanken bringen sollte, er wollte sich die eigene Angst verschonen, die plötzlich über ihn gekommen war, so jäh und heiß, daß sie ihn überwältigte. Wie eine Lähmung lag es über ihm. Er dachte nur: Das kann nicht sein — das darf nicht sein! Und hastig, zitternd stieß er ein paar Worte hervor, die sich ihm auf die Lippen drängten:

„Das sind Träume, Herr Gerold — nein, Sie dürfen das nicht denken — Sie müssen bei uns bleiben — —!“

Dann aber kam es, daß er selbst erschraf über das, was er sagte, und so verstummte er.

Herr Gerold aber strich ihm über die erglühten Wangen und sah ihm lange in die Augen.

„Ich muß? Mein lieber Bub, ich werde bleiben, so lang' mich mein Schicksal bleiben heißt. Und wenn's mich abberuft, dann muß ich eben gehen. Einsam bin ich auch dorten nicht, wohin's dann geht — —“

Er lächelte traumhaft vor sich hin. Es war, als ruhte sein Schmerz auf dem Gedanken, der vor ihm stand. Und ohne daß sein Blick ein neues Ziel gefunden hätte, gütig und still, sprach er dann weiter:

„Ich lasse, wenn ich gehen muß, zwei gute junge Seelen hier — die kleine Sephi und dich. Vergessen wird mich keines von euch beiden, und mit euch wird auch das erwachsen und erstarben, was ich euch habe geben können . . . was ich von mir in euch gepflanzt habe. Wahrhaftig scheidet nur der Mensch, der keine Kinder hat — oder der selbst so arm ist in der eigenen Seele, daß er den Kindern nichts von ihr hat geben können. Ein solcher kann noch leben — und doch schon tot für seine Kinder sein. Ich, Georg“ — und er griff die Hand des Bubens fester — „schau, ich glaube, daß ich bei euch bleiben werde, in Sephi und in dir — auch wenn ich nicht mehr lebend auf der Erde bin . . .“ —

Wochen waren dahingegangen, seitdem Herr Gerold diese Worte zu Georg Bang gesprochen hatte. Und das Gemüt des Bubens, das damals ausgewühlt war bis ins Tiefste, war wieder ruhiger geworden. Die Nächte, da er stundenlang sinnend und grübelnd über das, was er vernommen hatte, im Dunkel lag, waren vorüber. Die Mutter hatte, als er sie wenige Tage nach dem Vorfall fragte, ob es das gäbe, daß man des Nachts Gestorbene erscheinen sehe und daß man auch mit ihnen spreche, den Kopf geschüttelt. Dann hatte sie gefragt, woher er solche seltsame Gedanken habe. Und als sie mit Herrn Schneeberger am Abend von des Bubens Frage sprach, da hatte der des langen hin und her geredet, von Einbildungen und lebhaften Träumen.

Still hörte Georg zu, bis Herr Schneeberger, der bisher in leisem Brummeln vor sich hin gesprochen hatte, nun auf ihn blickte.

„Hast du denn so etwas geträumt?“

Der Georg schüttelte den Kopf und wurde rot.

„Ich nicht — ich hab' nur so gefragt. Weil's Leute gibt, die doch auf Träume etwas halten.“

„Oh — Unfimm!“ Und er sah den Bubens mit sichtlichem Mißtrauen an. Es war, als zweifelte er an der Wahrheit von Georgs Antwort und mochte ihn doch nicht der Lüge zeihen.

Und Georg fühlte diesen Zweifel. Er kränkte sich darob und schwieg doch still. Er wußte, daß Herr Gerold dem Traum doch tiefere Bedeutung beigemessen hatte, und hätte nun, nach diesem schroffen „Unfimm!“ den so verehrten Mann um alles in der Welt nicht preisgeben. . .

Er selbst suchte sich seitdem zu beruhigen. Was konnte auch ein Traum Bedeutungsvolles haben! Herr Gerold war leidend und trauerte um Hans so tief — das mußte es gewesen sein, was ihn an diesem Traum so sehr ergriff.

So suchte Georg über jenes Gespräch, das ihn so nachhaltig erschüttert hatte, hinwegzukommen. Und doch, die lebhafteste Erinnerung daran wich nicht von ihm, und sie ward stets aufs neue lebendig und nahm sein Fühlen ein, wenn er Herrn Gerold sah. Gleich einem heimlichen Verstehen war es seitdem zwischen diesem und dem Knaben, als hätten sie gemeinsam ein Geheimnis, ein stilles Wissen, das sie hüteten und pflegten. Bisweilen kam es vor, daß im Gespräche ein Wort fiel, das an ihr geheimes Wissen mahnte. Dann lächelte Herr Gerold leise, daß sich die bleichen Züge um den Mund bis in das spärlicher gewordene Haar des Bartes verschärften. Sein Lächeln erschien müde und teilnahmslos; wenn aber seine Augen dann über Georg streiften, dann las der Bub in ihnen die Gedanken, die ihm Herr Gerold damals ausgesprochen hatte.

Sie wußten, daß sie beide jener Stunde dachten. — —

Und wieder war es ein Sonntag, und Georg war bei Gerolds.

Bis zur Pause hatte er mit Sephi im Kinderzimmer gesessen, ihr Geschichten vorgelesen aus ihren Büchern und auf die kleinen Berichte gelauscht, die sie mit großer Wichtigkeit

verblindete. Herr Gerold hatte er zuerst nur einen Augenblick gesehen, als er bei ihm im Arbeitszimmer war, um ihn zu begrüßen. Freundlich wie immer hatte Sephis Vater ihn auch heute empfangen. Er sah, als Georg eintrat, vor seinem Schreibtisch über eine Menge vollbeschriebener Blätter gebückt und wies auf die, während er sprach:

„Grüß Gott, Georg! Das ist schön, daß du kommst. Schau, ich hab' leider noch zu tun jetzt — —“ Er sah nach der Uhr. „Aber nach dem Kaffee bleib' ich dann bei euch. Weißt d', für uns ist jetzt in der Bank die strenge Zeit — der Jahresabschluss steht bevor. Na — geh nur. Und auf Wiedersehen!“

Den Kindern war die Zeit bis zum „Kaffee“ heut ganz besonders lang erschienen. Zweimal war Sephi zwischen Georgs Vorlesung hinausgeschlüpft und hatte die Mama gefragt, ob's denn noch nicht bald Zeit sei zur Pause. Und beide Male war sie zurückgekommen mit dem Bescheid:

„Die Mama hat g'sagt, sie wird's schon sagen, wenn's Zeit is'.“

Dann war es so weit. Frau Gerold rief die Kinder.

Als sie hinüberkamen in das Speisezimmer, war auch Herr Gerold schon da. Man war im Begriff, sich um den Tisch zu setzen, als draußen die Flurglocke tönte und gleich darauf die lebhafteste und laute Stimme des Herrn Crispi im Vorzimmer hörbar wurde.

Erst hatten alle einen Augenblick lang aufgehört.

Dann war Frau Gerold die erste, die sprach.

„Der — —!“ sagte sie, und eine Ungeduld, als wäre ihr der Kommende ein lästiger Gast, ein allzu eifriger Besucher, klang dabei aus dem Ton ihrer Stimme.

Herr Gerold sah auf seine Frau, und nur ein leises Zittern ging um seinen Mund.

Da öffnete sich schon die Tür, und lächelnd, Blumen in der Hand, trat der Herr Crispi ein.

„Stör' ich? G'rad beim Kaffee? O weh! Na — vor allem küß' die Hand, Gnä' Frau! Servus, lieber Freund! — Ah, da is' ja der Schorschel — und die Sepherl — —! Nur ein paar Blümern, Gnä' Frau, weil Sonntag is' — — wie? — In's Wasser stecken, sagen S'? — Is' ja gar net der Müh' wert!“

Seine Stimme und seine laute Art erfüllten den Raum. Lächelnd und lachend wandte er sich bald zu den Kindern, bald Herrn und Frau Gerold zu, und dabei war sein Wesen so sicher und lebhaft, daß es kaum auffiel, wie die anderen alle ruhig blieben.

Frau Gerold war die einzige, die diese Stille neben des Herrn Crispi Stimme zu merken, peinlich zu empfinden schien. Eine nervöse Gespanntheit lag über ihren Zügen und prägte sich in ihren Gesten aus, wie sie jetzt, geflissentlich ruhig, den Gast einlud, den Kaffee mitzutrinken, und wie sie dann zu dem schweren Büfett hinüberschritt und dort, wie sich besinnend, einen Augenblick in Gedanken verloren stand, ehe sie aufwärts in den Schrank des Aufsatzes griff, um noch eine Tasse für den Gast herauszuholen.

Ihre Gestalt in dem losen, eleganten Hausgewande hob sich dabei in wunderschöner Linie von dem dunklen Holze. Und die Augen des Herrn Gerold ruhten auf ihr und glitten an ihr nieder, von der weißen Hand vorbei an der üppigen Krone des goldblonden Haars, über den anmutigen Ansatz des Halses und die frauenhafte Grazie des Rückens. Aber die Augen Heinrich Gerolds wurden all dieser Schönheit nicht froh. Sie sahen seltsam traurig drein, und Georg, der in das Gesicht von Sephis Vater sah, der mußte plötzlich an ein Bild denken, das ihnen, im zweiten Jahre ihrer Schulzeit, der Katechet einmal vom Katheder aus gezeigt hatte. Es war eine Illustration zu der Leidensgeschichte des Herrn, und der Spruch des Evangeliums stand darunter: „Ehe denn der Hahn krähet, wirst du mich dreimal verleugnen.“

So wie der Herr auf jenem Bilde nach Petrus blickte, so sahen nun Herrn Gerolds Augen auf seine Frau.

Aber da klang wieder die Stimme des Herrn Crispi:

„Gnädigste — ich mach' Ihnen Umständ' — das is' mit schrecklich — schaum S' . . .“

Sie kam zum Tisch zurück und ordnete mit ruhiger Sicherheit sein Gedeck.

„Aber gar nicht. Was für Umstände macht denn das? Daß ich noch eine Tasse hole? Kaffee ist genug da — wenn wir auch nicht auf Sie gerechnet haben. Und Kuchen auch. Also beruhigen Sie sich!“

Sie lächelte verbindlich und begann die Tassen zu füllen, während die anderen sich nun auf ihre Plätze setzten.

Das Gespräch blieb sprunghaft und äußerlich, so sehr auch Herr Crispi dafür sorgte, daß keine allzu großen Pausen eintraten. Er erzählte von der neuen Operette, in deren Premiere er tags zuvor im „Theater an der Wien“ gewesen war, kopierte den Girardi, der die Hauptrolle gegeben hatte, und schimpfte auf die „Böhmen und Slowaken, die eim' nächstens noch das Leben in Wien ganz verderben möchten!“

Herr Gerold nickte nur hier und da, wenn sich sein Gast direkt an ihn wendete. Sonst blieb er ruhig, höchstens daß er ein paar Worte an die Kinder richtete, die seltsam ernst dasaßen, als fühlten auch sie die Schwere, die auf dem ganzen Kreis von Menschen lastete.

Als Herr Crispi sich nach dem Kaffee die Zigarette anzündete, wandte er sich noch einmal an Frau Gerold:

„Sehn S', Gnä' Frau — das is' das Wunderbare in Ihrem Haus! Jedesmal denk' ich mir's wieder! — daß man sich so wirklich wohl fühlen kann bei Ihnen! Sie wissen ja gar nit, was das für unsereinen is'! So a armer Jungg'sell am Sonntagnachmittag, wenn alle Kaffeehäuser voll sind . . . das is' ja was Schrecklich's!“

Herr Gerold sah ihn mit seltsamem Lächeln an.

„Sind die Kaffeehäuser jetzt so voll?“ fragte er. Er sah noch den verdunkelten Blick seines Gastes, dann aber wandte er sich zu Sephi, die seine Hand ergriffen hatte und ihn an dieser zu sich zog. „Was denn? Was, mein Kind?“

„Papa — du hast nach der Pausen mit uns spielen wollen . . .“

Er nickte ihr zu. „Ja, das will ich.“ Und dann zu seiner Frau gewendet. „Ich will mit den Kindern ein wenig musizieren — es stört dich doch nicht?“

„Nein . . .“

Die Augen der beiden hafteten aneinander.

Dann wandte sich Herr Gerold um und winkte den Kindern, mit ihm nach dem Nebenzimmer zu gehen, in dem das Harmonium stand. Die Flügelklappen waren weit geöffnet, nur eine schwere Portiere, ein Kelim, der an einer im Türrahmen angebrachten Messingstange hing, trennte die Räume. Herr Gerold schob ihn ein wenig beiseite und trat dann mit den Kindern in sein Arbeitszimmer. Ruhig stand er dort einen Augenblick und sah vor sich hin ins Leere. Dann schüttelte er den Kopf und lächelte den Kindern zu. „Wir wollen 'was recht Schönes singen! . . .“

Aus dem Speisezimmer drang noch die Stimme des Herrn Crispi herüber, auffallend laut und lebhaft: „Nein, Gnä' Frau, also wenn ich Ihnen sag': der Girardi, und dann die Toilette von der Collin . . .“ Und ihre Frage: „Was hat sie ang'habt?“ . . .

Herr Gerold war an das Harmonium getreten und hatte den Deckel geöffnet.

Schon wollte er sich setzen, da sah er die Kinder, die Hand in Hand neben der Bank des Instruments standen.

Der Anblick ergriff ihn seltsam. Er war sich selbst vielleicht nicht klar darüber, was es war, es zog ihn nieder zu den beiden; wie wenn sie Eines wären, schloß er sie in seine Arme und küßte erst Sephi und dann Georg auf den Mund.

Und die Kinder küßten seine Lippen wieder. Eine seltsam heiße Erregung war über sie gekommen. Sie konnten dann die Augen von ihm nicht wenden, und wie nun die orgeltiefen Töne des Harmoniums den Raum durchzitterten und nach dem kurzen Vorspiel sich zur Melodie des Liedes fanden, da setzten ihre jungen Stimmen ein und trugen alles, was an heißem Fühlen ihr Herz bewegte, in zitternder Andacht empor:

„Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden . . . ja muß scheiden . . .“

Wie wenn drei Seelen hier zusammenflößen im Gebet, erklang das Lied.

Als die letzte Strophe geendet war und es so seltsam still im Zimmer war, daß man nur noch das leise Tönen der nachklingenden Akkorde hörte, sah Herr Gerold nieder auf die Kinder. Seine Augen waren gerötet, Tränen standen ihm an den Widen.

Georg sah es. Ein Krampf legte sich ihm um die Kehle. Er mußte schlucken, die Lippen waren ihm wie zugepreßt.

Von nebenan, wo es bisher ruhig gewesen war, erklang wieder so tragend laut Herrn Crispis Stimme:

„Nein, wie ich Ihnen sag', Gnä' Frau: sie hat ein Verhältnis mit dem Erzherzog Johann —“

Herr Gerold sah starr auf die Tasten. Seine Finger zitterten seltsam. Einen Blick warf er noch auf das Bild

seines toten Vubens, das über dem Harmonium hing. „Noch einmal . . .“ sagte er dann. Die Stimme war heiser, beinahe tonlos, sein Gesicht bleich, als wäre jede Spur von Blut aus ihm gewichen.

Und wieder sangen die Kinder.

Aber da sprang Herr Gerold, wie von raschem Entschluß getrieben, plötzlich von seinem Sitz auf. Ein Tönen noch der Tasten — dann stand er an der Portiere und griff in den Kelim, den er zur Seite riß.

Voll Schrecken hatten sich die Kinder nach ihm umgewendet. Nun starrten sie einander an — da klang ein jäher leiser Schrei von drüben.

Und wie sie wieder nach Herrn Gerold blickten, da hing sein Körper seltsam schwer an jener Hand, die sich mager und weiß im Stoff des Kelims hielt, und gleich darauf sank er in sich zusammen. Dumpf schlug er nieder auf die Erde, und über ihn fiel auch der Kelim und die Messingstange.

Starr vor Entsetzen, wortlos, tränenlos standen die beiden Kinder Hand in Hand.

Drüben lösten sich zwei Gestalten voneinander und eilten zu der Tür.

Da stand Frau Gerold dann, am ganzen Leibe zitternd, bleich, mit verzerrten Zügen. Sie starrte nieder auf den toten Mann, der halb bedeckt von dem schweren Stoffe auf der Schwelle lag.

(Fortsetzung folgt.)

Graue Stunde.

In Schwaden zog der Nebel über das Gebirg,
Grau ringsum lag die Welt, der Regen goß endlos.
Die jungen Birken zitterten, die Hundertjährigen
Des Forstes stöhnten; angstvoll ins Gefläst geduckt,
Fest sich anklammernd, kauerte der Brombeerbusch.

In dem des Abends Nebelkleid in Fegen hing,
Mit nassen Schwingen mähte droben sich ein Falk,
Vergebens ringend mit dem Sturm, der fliegend uns
Das letzte Wort vom Munde riß und weiter trug.
Es rasch verwehend, jenes letzte Wort: „Leb wohl!“

Reinhard Voller.

Erfolge des Tierexperiments.

Von C. Falkenhorst.

Wie unser Herz unermüdlich arbeitet, wie es den Blutstrom durch die Adern treibt und somit alle Organe des Körpers mit dem belebenden Saft versorgt, das ist heute allen bekannt. Wird ja doch schon das Kind in der Schule über den Kreislauf des Blutes unterrichtet. Diese Kenntnis erscheint uns so einfach, so selbstverständlich, daß wir uns kaum in die Zeiten hineinendenken können, in denen selbst die berühmtesten Philosophen und hervorragendsten Ärzte von diesen wichtigen Vorgängen in unserem Inneren keine Ahnung hatten. Ströme von Blut hatte die Menschheit vergossen, schon vor Troja wurde, wie Homer berichtet, der Adlerlaß zu Heilzwecken verwendet, unzählige tote Tiere waren zerlegt worden, und trotzdem hatte man von der Verteilung des Blutes im lebenden Körper nur verschwommene, ja grundsätzliche Ansichten. Hippocrates, der Vater der medizinischen Forschung, lehrte noch, daß das Blut nur in den Adern oder Venen fließe, die Schlagadern oder Arterien aber mit Luft gefüllt seien. Die Beobachtung am toten Körper zeitigte diesen Irrtum, denn im Tode ziehen sich die Arterien zusammen und erscheinen dann blutleer. Die Kultur nahm auf verschiedenen Gebieten einen glänzenden Aufschwung, es blühten die Künste, die Wissenschaft machte Fortschritte, der Gang der Sterne am Himmelszelt wurde ergründet, Sonnen- und Mondfinsternisse konnte man voraussagen, aber unerkannt blieb noch immer, wie das Blut in den eigensten Adern des Menschen strömt. Spät erst, im zweiten Jahrhundert n. Chr., trat der römische Arzt Galenus mit der Behauptung hervor, daß man doch zu

anderen Ergebnissen gelange, wenn man Beobachtungen am lebenden Körper anstelle. Öffne man einem lebenden Tiere die Pulsader, so sehe man, daß aus ihr nur Blut fließe und keine Luft entweiche. Das war schon ein Fortschritt, aber anderthalbtausend Jahre mußten noch vergehen, bis man der vollen Wahrheit auf den Grund ging. Im siebzehnten Jahrhundert entschloß sich der englische Arzt William Harvey, die schwierige Frage mit Hilfe der Vivisektion zu klären. Er wählte zu diesem Zwecke hauptsächlich die widerstandsfähigen Kaltblüter, Fische und Amphibien. Unterband er bei dem Versuchstier eine Arterie, so sah er, daß das Blut sich zwischen der Unterbindungsstelle und dem Herzen staute, und schloß daraus, daß es vom Herzen komme; unterband er aber eine Vene, so merkte er, daß dadurch der Zufluß des Blutes zum Herzen gehemmt würde. So entdeckte er die Richtung des Blutstromes und in weiteren Versuchen den großen und kleinen Kreislauf und den Rhythmus der Herzstätigkeit. Kurz nach Harveys Tode konnte schließlich im Jahre 1661 Malpighi durch mikroskopische Beobachtung der Lunge eines lebenden Frosches feststellen, wie durch die feinsten Blutkanälchen, die Kapillargefäße, das Blut aus den Arterien in die Venen übergehe. Das war eine grundlegende Entdeckung, ein durchschlagender Erfolg der Vivisektion. Diese Erkenntnis der Wahrheit ist aber nicht nur von rein wissenschaftlichem Interesse, sondern auch von einer enormen praktischen Bedeutung. Erst von da an konnten die Ärzte sich klare Rechenschaft über die Herzarbeit ablegen und das Wesen der Kreislaufstörungen



Berlin: Liebesmüß.
Illustration von W. Gutz.

verstehen. Dadurch wurden sie aber instand gesetzt, wichtige Mittel für die Verhütung der Überanstrengung des Herzens anzuwenden und Maßregeln zur Heilung der verschiedensten Kreislaufstörungen zu ergreifen. Die Behandlung der Herzleiden wurde allmählich in neue, zweckmäßige Bahnen gelenkt. Diese Errungenschaften sind recht bedeutsam gerade in unserer Zeit, da die Herzkrankheiten in starker Zunahme begriffen sind. Wenn die ärztliche Kunst es möglich macht, Tausenden und Abertausenden von Herzleidenden Linderung zu schaffen, sie bis in hohe Altersjahre noch lebensmutig und arbeitsfähig zu erhalten, so haben wir diese Wohltat im Grunde Harmens Versuchen zu danken.

Unser Zeitalter wird rühmend auch als das Zeitalter der Elektrizität genannt. Der elektrische Strom vollbringt in ihm Wunder, er treibt Maschinen und Bahnen, bringt Kraft und Licht in unsere Behausungen, übermittelt Nachrichten über Länder und Meere. Gewiß hätte man diesen Strom auf verschiedenen Wegen entdecken können, die Tatsache bleibt aber unbestritten, daß der italienische Arzt Luigi Galvani ihn am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts zum ersten Male beobachtet hatte, als er mit Fröschen experimentierte. Was nun der Versuch am lebenden Tiere in diesem Falle dem menschlichen Geiste offenbarte, wurde bald von Physikern und Technikern aufgegriffen und bis zur heutigen Vollendung ausgebaut. Weitere Tierexperimente gewährten aber neue Einblicke in die wichtige Rolle, die die Elektrizität im tierischen und menschlichen Körper spielt, und führten zuletzt zur Anwendung der Elektrizität als Heilmittel, dem schon so Viele Besserung und Beseitigung ihrer Leiden verdanken und dem noch eine große Zukunft bevorsteht.

Die genaueste Kenntnis des gesunden Körpers ist die unentbehrliche Grundlage für alle Maßnahmen der Gesundheitslehre und die Erkenntnis der krankhaften Veränderungen. Auf ihr erst baut sich die wahre Heilkunde auf; wer auf sie verzichtet und dennoch zu heilen versucht, ist aufs Raten angewiesen; ein glücklicher Zufall mag ihm einmal zu einer nützlicheren Leistung verhelfen, sonst aber bleibt er ein Kurpfuscher, der seine Mitmenschen schädigt. In dieser Hinsicht hat gerade die Bivisektion die wichtigsten und tiefsten Einblicke in den verwickeltesten Mechanismus der lebenden Wesen ermöglicht. Nur ein Beispiel sei hier erwähnt. Im verlängerten Mark, dem obersten Ausläufer des Rückenmarks der höheren Tiere und auch des Menschen, befindet sich eine sehr kleine, eng umgrenzte Stelle, die den Namen „Lebensnoten“ erhielt. Sie ist ein Zentrum, von dem aus die Atmung geregelt wird. Zerstört man diese Stelle, so hört die Atmung sofort auf, und das Leben erlischt. Wir hätten gewiß niemals die Kenntnis von diesem wichtigen und wunderbaren Organ erhalten, wenn kein Entdecker, der französische Physiologe Flourens, nicht am Gehirn und Rückenmark lebender Tiere seine weitgehenden Versuche angestellt hätte.

Aber auch in einer anderen Form ist das Tierexperiment für das Heil der Menschen von größter Bedeutung. Indem der Arzt Tiere künstlich krank macht und wieder zu heilen versucht, gewinnt er die wertvollsten Einblicke in die Entstehung und Behandlung der menschlichen Krankheiten. Unsere Zeit hat mit Nachdruck den Kampf gegen die ansteckenden Krankheiten, die verheerenden Volksseuchen aufgenommen, die verschiedene Länder oft schlimmer als ein wilder Krieg heimfuchsen. Die erste Vorbedingung für eine glückliche Durchführung dieses Kampfes ist die genaue Kenntnis der Natur dieser Krankheiten. Lange Zeit hatte man vermutet, daß diese Seuchen durch winzige mikroskopische Lebewesen verursacht werden; aber der Streit der Meinungen wogte hin und her. Erst als man lernte, Reinkulturen der Bakterien darzustellen, und mit diesen Bakterien Tiere impfte und bei ihnen mit Sicherheit dadurch die betreffenden Krankheiten erzeugte, war das Jahrtausende lang umstrittene Rätsel gelöst. So hat Pasteur in seinen grundlegenden Arbeiten durch Überimpfung der Reinkulturen des Hühnercholeraabzillus den Nachweis erbracht, wie eine Seuche sich verbreitet; so hat Koch durch Impfung des von ihm

entdeckten und reingezüchteten Tuberkelbazillus auf verschiedene Tiere gezeigt, daß dieser Spaltpilz der Erreger der Schwindsucht ist, die an dem Mark der Völker zehrt. Die Bahn war gebrochen, und nun jagte eine Entdeckung die andere. Aus diesen Arbeiten, in denen der Versuch am lebenden Tier eine so hochwichtige Rolle spielt, hat die Menschheit schon vielfachen Nutzen gezogen. Zunächst kommt die Verhütung der ansteckenden Krankheiten in Betracht. Wir wissen heute, wo wir die Hebel ansetzen sollen, wir kennen die Schleichwege, auf denen die Seuchen sich verbreiten. Für die Versorgung der Städte mit gesundem Trinkwasser sind festere Grundsätze ermittelt worden, durch Abföschung verdächtigen Wassers und der Milch dämmen wir die Ausbreitung der Epidemien; die Desinfektion der Wäsche, der Kleidungsstücke, der Wohnungen ist in rationelle Bahnen gelenkt worden. Wer kann da zusammenzählen, wieviel Krankheits- und Todesfälle dadurch verhütet wurden. Und wenn nach Hunderten die Tiere zählen, die man zur Erforschung einer Seuche in den Laboratorien der Wissenschaft geopfert hat, so zählen nach Tausenden und Abertausenden die Menschen, von denen dadurch ein schweres Ungemach abgelenkt wurde. Doch weiter noch entwickelte sich dieser Zweig der Forschung — durch Tierexperimente wurde das Wesen der Immunität und der Schutzimpfung geklärt; im Tierexperiment gewann man ferner die Heilsera gegen die Gifte der Krankheitserreger.

Da ist zunächst die seltene, aber schwere, schreckliche Erkrankung, der Wundstarrkrampf oder Tetanus, zu nennen. Die Medizin kannte dagegen kein Heilmittel, da gelang es Behring, durch Tierversuche ein Heilserum zu gewinnen, das in der Tat in vielen Fällen rettend gewirkt hat.

Noch furchtbarer ist die Hundswut, die durch den Biß toller Tiere auf den Menschen übertragen wird. Als nichtig haben sich alle die Heilmittel bei näherer Prüfung erwiesen, in deren Besitz zu sein, sich dieser und jener rühmte. Da begann Pasteur seine unermüdblichen Versuche; er impfte das furchtbare Gift anderen Tieren, namentlich Kaninchen, ein; er sah, wie das Gift verstärkt werden konnte, und fand, wie man es abschwächen durfte. Und diese mühevollen, auch für den Forscher höchst gefährliche Arbeit wurde schließlich von Erfolg gekrönt. Die Schutz- und die Heilimpfung wurden möglich, und in den meisten Kulturstaaten wurden Pasteur-Institute gegründet. Wo sie bestehen und benutzt werden, dort ist, wie die Statistik lehrt, die Zahl der Todesfälle infolge der Hundswut unter den Menschen sehr bedeutend gesunken. Auch das ist ein Erfolg des Tierexperimentes.

Die liebende Mutter, deren Teuerstes und Liebtes plötzlich die Diphtherie, der Bürgengel der Kinderwelt, bedroht, atmet erleichtert auf, wenn sie sieht, wie unter dem Einfluß des Diphtherieheilserums die Krankheit so oft ihre lebensbedrohenden Wirkungen verliert. Sie möge dann aber auch bedenken, daß ohne das Tierexperiment die Entdeckung des Heilserums niemals zustande gekommen und auch seine Erzeugung gegenwärtig nicht möglich wäre.

Die Schlange ist eine uralte Feindin des Menschengeschlechts, nach vielen Tausenden zählen alljährlich die Menschen, die dem Biß giftiger Schlangen zum Opfer fallen. Trotz aller Mühen war es nicht möglich gewesen, gegen dieses Gift ein wirksames Gegengift zu finden, bis zuletzt das moderne Tierexperiment die Wege dazu wies. Schon heute haben wir ein Heilserum, das, rechtzeitig angewandt, selbst bei schwersten Verletzungen lebensrettend wirken kann.

So sehen wir, wie auf den verschiedensten Gebieten der Medizin das Experimentieren mit lebenden Tieren sich fruchtbringend gezeigt hat. Es ist nur schade, daß die Geschichte der Heilkunde so wenigen bekannt ist. Würde das Volk die großen Forscher, die die Geheimnisse des menschlichen Leibes allmählich entschleierten, ebensowohl kennen wie die sagenhaften Helden der Vorzeit, Feldherren in großen Kriegen oder Entdecker am Sternenhimmel, dann würde die Zahl derjenigen zusammenschrumpfen, die da meinen, daß die medizinische Wissenschaft

einer möglichst schonenden und Schmerzen ersparenden Vivisektion und in weiterem Sinne des Tierexperiments überhaupt entraten konnte und entraten kann.

Übrigens ist es nicht der Mensch allein, der aus diesen Untersuchungen Nutzen zieht. Im Dienste der Menschen und unter seinem Schutze stehen zahllose Haustiere. Auch unter diesen Scharen wüthen die Seuchen, auch unter ihnen stellen sich

Leiden aller Art ein. Der barmherzige Mensch will auch dort eingreifen und lindern und helfen. Nun sind aber Medizin und Tierarzneikunde zwei Schweitern, und oft ergänzen sich ihre Fortschritte. Die Tatsache sei doch hervorgehoben, daß die Erfolge des Tierexperiments auch der bunten Patientenschar in Stall und Geflügelhof den franken vierbeinigen und geflügelten Genossen im Zimmer Heil bringen.



Zigeunerleben.

Von G. Basse-Palma.

hne Zigeuner läßt sich das Leben in einem Dorf oder in einer kleinen Landstadt kaum denken. Jeder, der auf dem Lande aufgezogen wurde, wird sich gewiß noch entsinnen, welchen starken Eindruck der erste Trupp durchwandernder Zigeuner auf seine kindliche Phantasie ausübte. Groß und klein springt auf, und wer dem geräumigen, mit schmutziger Leinwand überdachten Wagen nicht nachrennt, macht zum mindesten am Fenster runde, verwunderte Augen.

Sie sehen auch seltsam aus, diese Kinder Ahasvers! Schwarzes, häufig lockiges Haar umrahmt die braunen Gesichter, in denen stehende Augen funkeln und die Nasen hakenartig gekrümmt hervorspringen. Der Bartwuchs der Männer ist voll und üppig, die Lippen sind fein gespalten, die Zähne blendend weiß. Die Mädchen sind in der aufblühenden Jugend oft von vollendeter Schönheit, die leider nur allzufrüh entartet und sich im Alter zu abschreckender Häßlichkeit verkehrt. Auch der ungeübte Blick erkennt sofort die Fremdlinge, die weder in den Ländern, noch in der Kultur Europas heimisch sind.

Vor einem halben Jahrtausend tauchten sie in Mitteleuropa auf und wurden sofort von einem Schwarm phantastischer Sagen über Ursprung und Heimat umgeben. Lügner aus Notwendigkeit und von Geburt, waren sie selber deren Urheber, und oft genug mögen sie sich ins Häufchen gelacht haben über die Leichtgläubigkeit, mit der sich durchlauchte Fürsten und ehrbare Ratmänner zum besten haben ließen. Gewöhnlich stellten sie sich als Vertriebene aus „Klein-Agypten“ vor, die religiöser Verfehlungen wegen eine Reihe von Jahren wandern müßten, um Absolution zu erhalten. Als solche werden sie auch in den ersten Schutzbriefen erwähnt, die ihnen von verschiedenen Herrschern ausgestellt wurden. Ihre Anführer wurden allen Ernstes Grafen, Herzöge oder gar Könige genannt, und manche Stadt und manche reiche Familie machte ihnen ansehnliche „Berehrungen“.

Es ist nicht zu verwundern, daß diese anfängliche Gastfreundschaft sich schon nach kurzer Zeit in ihr Widerspiel, in Haß und Verfolgung, verkehrte. Der vollkommene Mangel an fast allen ethischen Empfindungen, der die Zigeuner damals ebenso auszeichnete wie heute, entkleidete sie bald des romantischen Nimbus, und außer den Juden gibt es wohl kein Volk der Welt, das sich gegen einen solchen Hochdruck gewalttätiger Beeinflussungen wehren mußte wie die Zigeuner. Sie überstanden

aber alles, und das einzig sichtbare Ergebnis aller Bedrückungen, die zunächst gegen ihre Existenz schlechtweg und dann gegen ihre Unfähigkeit gerichtet waren, ist die Spaltung in Zelt- oder Wanderzigeuner und in die ansässig Gewordenen, die der Freigebliene, der Kortorär, verächtlich Gletecore, d. h. Spracharme nennt. Wahrscheinlich ist aber auch diese äußerliche Spaltung vorbedeutet gewesen durch so viele Gegensätze, die noch in den Kastenunterschieden ihrer in neuerer Zeit erkannten Urheimat in Indien wurzeln.

Der überwiegende Teil des Zigeunervolkes hat seine Adoptivheimat in Siebenbürgen, Ungarn und den benachbarten Ländern, so z. B. auch in Galizien, aus dessen Gegenden die Bilder stammen, die wir den Lesern hier zeigen.

Während die Zigeuner vor knapp hundert Jahren noch durchgängig stammweise, d. h. mehrere hundert Köpfe stark, umherzogen, hat die sehr gerechtfertigte Unbulsamkeit der Behörden und der Bevölkerung sie jetzt auf die Sippenwanderung beschränkt. Eine solche Sippe, wie wir sie auf dem oberen Bilde der folgenden Seite sehen, besteht gewöhnlich aus zwölf bis dreißig Personen und einer dementsprechenden Wagenzahl. Die Männer,



Streifende Zigeunerin.

durchweg hohe, stämmige Gestalten in bestaubten Röhrenstiefeln, die Kinder, mit denen Zigeunerfamilien reichlich gesegnet sind, in selten so genügender Kleidung, wie es hier dargestellt ist (größtenteils halbnackt), die Weiber, mit blitzenden Metallscheiben auf den schmierigen Köden und im Haar, bilden zusammen neben den struppigen Gäulen und seltsamen Wagen ein Bild, das sich von dem majestätischen Ernst der Karpathenwälder wirkungsvoll abhebt.

Wenn die aufsteigenden Staubwolken dem nächstliegenden Dorf dann ihre Ankunft verkünden, entzieht für den ersten Augenblick fast immer ein kleiner Auf- ruhr. „Die Zigeuner kommen!“ ist eine Meldung, die



Zeltzigeuner.

der vorspähenden Bauernjugend nur so aus dem

Halse schmettert, und die vorzügliche Bäuerin schaut darauf eifrig nach ihrem Geflügel und lockt es auf das Gehöft, denn das Stehlen liegt dem Zigeuner nun mal im Blut, und sie weiß aus Erfahrung, wie leicht es ist, einer Henne den Hals umzudrehen. Gleichzeitig prickt sie aber die liebe Neugierde nach der zukunfts kundigen Wahrsagerin, die im Ansehen steigt, je älter und häßlicher sie ist.

Kurz vor dem Dorfe oder vielmehr hinter ihm, um den Weiterweg frei zu haben, wird das primitive Zelt aufgeschlagen, und nach kurzer Melanoszierung geht jeder seiner Tätigkeit nach. Die Beschäftigungen der Zigeuner sind recht mannigfaltig und zerfallen in offizielle und inoffizielle. Leider Gottes muß es gesagt werden, daß die inoffiziellen mit viel mehr Liebe betrieben werden als die anderen, so z. B. das Betteln, Stehlen und Wahrsagen, das wohl auch einträglicher ist als das ehrsame Schmiedehandwerk, das der Zigeuner mit angeborener Geschicklichkeit außerdem ausübt.

Eine nicht zu verachtende Einnahmequelle ist das Betteln der Kinder. Von frühester Jugend an darauf dressiert, erlangen sie bald eine solche Virtuosität und Ausdauer darin, daß der neapolitanische Lazarone neben ihnen feinfühlig und schlichtern erscheint. Gnade Gott dem „Hern“, der in die Nähe eines solchen Zeltlagers gerät! Im Nu ist er von den ebenso hübschen als schmierigen Kerlchen umringt, und selbst der Gutmütigste, der mit den Nadeln nicht allzu sparsam ist, sieht sich schließlich genötigt, sich durch einige Stockhiebe freie Bahn zu schaffen. Je mehr Geld man ihnen gibt, desto aufdringlicher werden sie, und das anfängliche Wohlgefallen an den derbgesunden, verchmigten Buben- und Mädchenköpfen macht bald einem heftigen Widerwillen Platz. Die vollkommenste Scham- und Gefühllosigkeit wird allzu sichtbar.

Noch einträglicher, nach dem Maße ihres bescheidenen Lebensbedarfs, ist das Wahrsagen. Die Weiber, seltener auch die Männer und dann gewöhnlich nur die Alten, statten unter prahlerischen Betonungen ihrer Unfehlbarkeit entweder den einzelnen Gehöften ihren Besuch ab oder warten, die Attribute ihrer Künste in der Hand, auf einem Wegsteine sitzend, geduldig auf das freiwillige Mahen ihrer Kundschaft. Wer die ungeheuerliche Leichtgläubigkeit der slawischen Landbevölkerung kennt, die von Dümmeren, als ausgefochte Zigeuner es sind, geprellt werden, wird sich leicht vorstellen können, zu welchen Ausartungen ihr Hofuspokus oft führt. An Menschenbeobachtung gewöhnt, erkennt der Zigeuner und vorzüglich die Zigeunerin sehr bald, weiß' Geistes Kind sie vor sich haben, und ist der Bauer auf dem Felde und die Bäuerin mit ihrer Dummheit allein,

geht's arg an ihren Geldbeutel. Einer der üblichsten Tricks besteht darin, daß die Zigeunerin der Hausfrau einen Knäuel Garn in die Hand gibt und sich einen größeren Geldbetrag auf den Tisch legen läßt, der natürlich nur zur Verstärkung der Zaubersformeln dienen soll. Liegt dieser da, so wird ein Ende des Knäuels an das Tischbein gebunden, und die Bäuerin muß das Garn, mit abgewandtem Gesicht vorwärtsschreitend, abwickeln. Im selben Augenblick, in dem die gläubige Bäuerin das Zimmer verlassen hat und sich auf dem Hofe befindet, steckt die Wahrsagerin natürlich die schönen, blanken Gulden in die



Wandernde Zigeunerstippe.

Tasche und verduftet auf Nimmerwiedersehen. Das Rezept ist plump, aber Jahr für Jahr fallen Duzende darauf hinein, ebenso wie auf die zigeunerischen Kurpfuscher, die sich oft drolliger Rezepte bedienen. So erlebte ich es einmal, daß nach den Anweisungen einer solchen Naturärztin Rotwein mit Siegellack gegen eine leichte, zur Obstzeit nicht seltene Darmkrankheit angewendet wurde.

Das Wahrsagen und die damit zusammenhängenden Schwindeleien sind aber, wie schon gesagt, die Domänen der Frauen. Die eigentlich männlichen Beschäftigungen der Zigeuner sind Musik, Pferdehandel und das Schmiedehandwerk. Als Musikanten genießen sie einen derartigen Beltruf, daß es Eulen nach Athen tragen hieße, wollte man des längeren darüber reden. Weniger bekannt aber ist ihre Befähigung zum Pferdehandel. Wer diese Befähigung allerdings einmal am eigenen Leibe kennengelernt hat, vergißt sie nie wieder.

Man sagt den braunen Brüdern nämlich nach, daß sie selbst die schäbigste Schindmähre für den Markttag so aufzupuzen verstehen, daß sogar k. u. k. Militärchirurgen geneigt sind, ihr Pedigree bis auf die Stute des Propheten zurückzuführen. Wenn dabei auch ein bißchen Übertreibung ist, so ist es doch sicher, daß der Zigeuner, der überdies der geborene Tierquäler ist, selbst die verwerflichsten Mittel anwendet, um seiner Ware wenigstens vorübergehend ein vorteilhaftes Aussehen zu geben. Nicht nur im Märchen, sondern auch im Leben ist es schon vorgekommen, daß Rappen mit einemmal im neuen Stall sich in Schimmel verwandelten und junge Prachtrosse in krummbeinige Kruppenbeiser.

Das Schmiedehandwerk ist die reellste Beschäftigung, die von Zigeunern in größerer Zahl betrieben wird. Aber auch darin bevorzugt



Wahrsager.

er die leichten, wenig anstrengenden Arbeiten, was einesteils an seiner Faulheit, anderenteils aber auch an der Schwierigkeit liegt, auf den Wanderungen bessere Arbeitswerkzeuge mitzuführen. Ein Hammer und ein Blasebalg sind gewöhnlich seine ganze Ausstaffierung. Den Ambos bildet der erste beste Wegstein, und die Kohlen brennt er sich zur Not auch selber. Aber Nägel, Hufeisen und ähnliche Kleinigkeiten wagt er sich selten hinaus, und es wäre zu wetten, daß auch unser Mann auf dem nebenstehenden Bilde an dem großen Kessel nur eine Flickarbeit vorzunehmen hat.

Zimmerhin ist diese Arbeit doch die einzige, die nach bürgerlichen Begriffen eine wirkliche, ehrbare Arbeit ist, und da es immer die Gatten und Väter sind, die als Schmiede arbeiten, sollte man meinen, daß sie es aus Liebe oder doch aus Pflichtgefühl für die Ihrigen tun. Das ist aber, leider, ein schöner Aberglaube! Der Zigeuner kümmert sich im Durchschnitt blutwenig um seine Familie. Was und wieviel er arbeitet, ist Neigungssache oder richtet sich, wenn er ein übriges tut, nach seinen eigenen Bedürfnissen.

Schon als Kind wird der Zigeunerknabe, durchschnittlich im achten oder neunten Jahr, auf seine eigene Schlaueit angewiesen, Betteln, Stehlen, Musikmachen oder Schmieden hat er gelernt, und damit schlägt er sich als Anhängsel des elterlichen Zeltes durch die Welt. Wenn er nun älter wird, hat man auch keine Schlafstätte mehr für ihn, und die einzige Möglichkeit, sich eine solche zu erwerben, ist für ihn die Heirat. Die durchgängig bei den jungen Zigeunern vorhandene Ehesuchtsucht hängt nicht zum wenigsten damit zusammen, wenn die natürliche Anziehungskraft ihrer Mädchen auch das Hauptmotiv bildet.

In jungen Jahren sind beide Geschlechter durchschnittlich schöne, sinnensfreudige Gestalten, die in der Reisezeit der Allherrscherin Liebe ebenso huldigen wie die anderer Völker. Eine reiche Volksliteratur, aus der nur viele Obzönitäten entfernt werden müssen, spricht klar und deutlich dafür, daß die melancholische Schwärmerei wie der Verhimmelungsdrang germanischer Verliebter auch in der Brust des Zigeuners zu finden sind. Er findet

kaum Bilder
genug,
um
ihre



Brautpaar.

Schönheit zu besingen: „Ihre“ Arme sind wie Weidenzweige, „ihre“ Augen wie Blumen, „ihre“ Schultern wie Weizenbrot und so weiter. Und mit gleich heftiger Innigkeit hängt die Zigeunerjungfrau an „ihn“. Wehe aber, wenn er ihr untreu wird oder sie gar verläßt! Ein Zigeunersluch ist ärger als Scheidewasser, und fluchen kann bei diesem Völkchen auch der rosigste Mund. „Feuer in seine Gedärme!“ und „Nabenschnäbel in seine Augen!“ sind



Auf der Wanderung.

zwei Stichproben, an denen wir es uns wohl genügen lassen können.

Wenn beide aber einig sind und auch von den Eltern des Mädchens keine Einwendungen erhoben werden, dann beginnt für den Burschen die einzige fleißige und sparsame Zeit seines Lebens. Er arbeitet unter den größten Entbehrungen ein halbes Jahr über, um sich das Geld zu verdienen, das die Eltern als Geschenk und seine Hochzeitsgäste für Schnaps verlangen. Kommt dann der Winter, bei dessen Anbruch die Wanderzigeuner sich gewöhnlich in geschütztere Gegenden zurückziehen, um in Erdhöhlen oder in ihren Zelten den neuen Frühling zu erwarten, dann gibt es große Hochzeit, bei der jeder Mächtige eine ebenso ungewohnte Erscheinung ist wie ein Mondkalb. Der Bräutigam ist natürlich der Fröhlichsten einer, und er hat auch alle Ursache dazu, denn was er aufgibt, ist nur seine Sippe, die sich sowieso nicht viel um ihn kümmert, und was er gewinnt, ist nicht nur eine hübsche Frau, sondern vor allem auch ein Zelt, ein Obdach, das er als Junggeselle in den seltensten Fällen besitzt. Die Frau bringt ihm alles zu einer Zigeunerwirtschaft Notwendige zu, oder vielmehr, er bringt sich selbst in ihre Wirtschaft. Auf's engste hängt damit der interessante Umstand zusammen, daß der Mann immer zur Sippe der Frau zählt, nicht sie zu seiner.

Der Liebesfrühling des Zigeuners fällt somit gewöhnlich in den Winter, und es ist klar, daß die Flitterwochen ganz besonders zärtlich sind. Draußen ist es kalt, und wenn die Frau Ursache hat, über ihn zu klagen, kann es ihm leicht passieren, daß sie, die immer als Hauptbesitzerin des Zeltes gilt, ihn einfach hinaussetzt. Für dieses Vorrecht revanchiert er sich freilich wieder dadurch, daß er eigentliche Unterhaltungspflichten weder ihr noch den etwaigen Kindern gegenüber anerkennt. Eine Interessengemeinschaft ist überhaupt nicht vorhanden.



Kesselschmied.

Sehr erfreulich ist der zigeunerische Charakter also keineswegs. Diebisch, verlogen, kriecherisch und ohne jeden Pflichtbegriff, ist der Zigeuner innerhalb Europas das letzte Ueberbleibsel aus der Kindheit menschlicher Kultur, das letzte uns vor Augen stehende Beispiel echten Nomadenlebens. Das ist auch die innere Ursache, warum wir dieses seltsame Volk immer mit einer beinahe liebevollen Aufmerksamkeit betrachten. Sein instinktiver Widerstand gegen die den Einzelnen doch unfrei machende Kultur, gegen die



Lager.

Sehnsucht, die uns

Nüchternste kaum ihrem eigenartigen Reiz entziehen können.

abhängig macht von dem Boden, den wir bebauen, von dem Haus, das uns schützt, das erinnert uns, oder doch unser Blut, an die eigene Urgeschichte. Das ist es auch, was geistreiche Leute veranlaßt hat, sich selber Zigeuner, Bohemiens, zu nennen. Die Unabhängigkeit von jeder gesellschaftlichen Organisation kommt dadurch aufs treffendste zum Ausdruck.

Überdies spielt bei der Mehrzahl aller Menschen die Freude am Malerischen eine große Rolle, und wenn wir eine ganze Sippe von Zigeunern neben ihren Zelten versammelt sehen, wird sich selbst der

Paradiesvogel.

Roman von Paul Oskar Höcker.

(16. Fortsetzung.)

Punkt drei Uhr hatte die Sitzung wieder begonnen. Als Zeugen wurden zunächst noch ein paar frühere Geflütsangestellte vernommen. Auch ihre Aussagen boten keinerlei Handhabe gegen den Freiherrn von Gamp.

Die Spannung, ihn endlich selbst dem Richterlich gegenüber zu sehen und seine Darstellung der Sache zu hören, wuchs von einem Ausruf zum anderen.

Während der ersten Vernehmungen nach der Pause weilte der Kläger nicht im Saale. In den wieder dichtgefüllten Reihen des Zuschauerraums erörterte man flüsternd den Grund: es hieß, die Freifrau von Gamp befände sich noch nicht wieder im Hause.

Der Nuntius kam jetzt herein und wechselte ein paar Worte mit Eiert von Soter, der sofort aufstand und den Saal verließ.

„Wir kommen nun zur Vernehmung der Zeugin Freifrau von Gamp!“ erklang's vom Richterlich her.

In der erwartungsvollen Unruhe, die sich daraufhin erhob, vernahm man nicht, was der Nuntius dem Vorsitzenden meldete. Eine kurze Erörterung fand zwischen Justizrat Bressentin und dem Amtsrichter statt. Gernots Rechtsanwalt erklärte, die Frau Zeugin wäre vom langen Warten in dem überfüllten Zeugenzimmer derart angegriffen gewesen, daß sie sich an die frische Luft hätte begeben müssen, um überhaupt noch vernunftfähig zu bleiben.

„Aber ich kann deshalb doch unmöglich eine abermalige Vertagung eintreten lassen. Es ist jetzt gleich halb vier Uhr. Ein Irrtum über die Dauer der Vertagung war doch ausgeschlossen.“

Bressentin schlug vor, zunächst noch einige andere Zeugen zu vernehmen.

„Ich habe aus ganz bestimmten prozessualen Gründen diese Reihenfolge festgesetzt. Es täte mir leid, wenn ich die Frau Zeugin wegen ihres unerlaubten Fernbleibens in eine Disziplinarstrafe nehmen müßte.“

Es trat eine Pause ein, der Nuntius ward noch einmal zum Ausruf hinausgeschickt. Auch der Justizrat verließ nun den Saal. Als er erfuhr, daß sein Klient die Treppe hinuntergegangen wäre, folgte er ihm hastig.

Eiert von Soter schloß sich ihnen an.

„Unbegreiflich! Mir ganz unbegreiflich!“ sagte er unterwegs. Eine wachsende dunkle Besorgnis erfüllte ihn. Er hielt sich am Geländer fest, während er die Treppe hinabschritt. Bestimmt hatte er darauf gerechnet gehabt, in der

Pause mit seiner Tochter wenigstens ein paar Worte reden zu können. Nun überlegte er, wie er sie am knappsten noch einmal vernahmen und gleichzeitig orientieren könnte, ohne daß Gernot es wahrnahm. Denn sie mußte doch erfahren, daß Theo — entgegen ihrer Annahme — bis jetzt noch nicht aufgerufen worden war.

„Da ist sie!“ hieß es plötzlich vom Tor her.

Eine Anzahl Neugieriger blieb sofort auf der Treppe stehen. Einzelne glaubten, es handelte sich um einen Flüchtling.

Gleich darauf bahnte sich die Gruppe aber schon ihren Weg durch das Gewühl auf dem oberen Gang.

Bressentin hatte Asta den Arm gereicht. Gernot blieb an ihrer Rechten.

„Wir ist — so elend!“ brachte Asta mühsam hervor. Sie vermochte sich kaum auf den Füßen zu halten.

„Wo warst du? Du bist nicht im Wagen zurückgekommen?“

Sie schüttelte nur matt den Kopf.

„Sehen Sie, Frau Baronin, es ist, wie wir's Ihnen sagten. Solche Aufregungen erfordern Vorsicht. Der leere Wagen rächt sich.“

„Soll ich den Gerichtsarzt rufen lassen, Asta?“

„Nein — nein — es wird schon gehen — es muß . . .“

Soter suchte Asters Hand zu gewinnen. „Wenn du nicht vernunftfähig bist, Asta, dann muß eben gewartet werden, zum Teufel!“

„Laß mich! Laß mich!“

Sie standen jetzt dicht vor dem Eingang zum Saal. Neugierige hatten sich hinzugedrängt und starrten sie an. Angstvoll ließ sie ihre Blicke umhersehnen. Plötzlich zuckte sie jäh zusammen.

„Mein Gott — was ist dir nur?“ fragte Gernot in größter Besorgnis.

. . . Durch eine Lücke zwischen den sie undrängenden Gesichtern, die ihr wie Masken erschienen, hatte sie Theo erpäht. Er war ein paar Schritt weit von seinem Fensterplatz auf die Gruppe gekommen. Nur eine Sekunde lang brannte sein Blick in dem ihren. Aber der Ausdruck, mit dem er sie ansah, erschütterte sie geradezu, machte ihr Blut erstarren. Es lag Verachtung in seinem Blick.

Bressentin zog sie mit sich fort. Im nächsten Augenblick hatte sie die Schwelle überschritten.

Flüstern, Rauschen, Murmeln, Scharren und Stühlerücken verrieten die allgemeine Spannung.

Asta sah den dunkelgrün verhangenen Tisch — die Gesichter der Richter, der Anwälte, der Berichterstatter — das sich erregt drängende Publikum jenseit der Schranke — die hohen Fenster — über dem dunklen Paneel, das die Wände des Saals bekleidete, das mächtige Bild der Justitia. Alles sah sie scharf und klar — aber die Stimmen, die sprachen, hörte sie nur wie aus weiter Ferne.

Justizrat Bressentin wirkte für sie die Vergünstigung aus, daß sie sich setzen durfte. Der Nuntius brachte ihr einen Stuhl an den kleinen Zeugentisch, der zwischen den beiden Parteien stand, genau dem Richtertisch gegenüber. Ihre Personalien wurden durchgenommen. Sie antwortete tonlos.

„Von einer Vereidigung nehmen wir Abstand, Frau Zeugin. Aber wir sind der Zuversicht, daß Sie Ihre Aussagen gleichwohl nach bestem Wissen und Gewissen geben werden.“

Sie hielt sich mit einer Hand am Stuhl fest. Das Zittern in ihren Knien war so stark geworden, daß sie kaum mehr aufrecht zu stehen vermochte.

„Sie können Platz nehmen, Frau Zeugin.“

Erschöpft setzte sie sich.

Bressentin hatte aus einer auf seinem Tisch stehenden Flasche Wasser in ein Glas geschänkt und brachte es ihr. Sie schüttelte zuerst den Kopf, dann nahm sie's aber doch entgegen und tat einen Zug. Als sie das Glas auf den Teller niederlegte, merkte man, daß auch ihre Hand zitterte.

„Es ist begreiflich, Frau Zeugin, daß die Erinnerung an die gewiß unglückliche Epoche der Scheidung Ihrer Ehe Sie erregt. Gleichwohl müssen wir auf einzelne Daten zurückgreifen. Das Scheidungsurteil liegt uns vor. Es ist für uns aber von Wichtigkeit, zu erfahren, wann Ihr Gatte Ihnen seinen Entschluß, nach dem Ausland zu reisen, mitgeteilt hat. Wollen Sie sich darüber äußern?“

Sie sah schwer atmend da. Die Hände hatte sie auf dem Tisch gefaltet. Aber die Blicke ihrer groß geöffneten Augen irrten durch den Saal — von Bressentin zu Gernot, dann zur Partei des Beklagten. Ein stehender Ausdruck lag in ihren Zügen.

Der Vorsitzende wiederholte seine Frage.

Noch immer antwortete sie nicht. Sie schluckte ein paar mal — es war, als versagte ihr die Stimme.

Eine lange, erwartungsvolle Stille.

„Wollen Sie mir die Frage nicht beantworten?“ mahnte der Richter noch einmal.

„Ja!“ kam es nun tonlos, einem Hauch gleich, von ihren Lippen. Aber gleich darauf lief ein schreckhaftes Zucken über ihre Gestalt. Sie preßte hastig die gefalteten Hände gegen ihren Mund, und ein wimmernder Laut ward hörbar.

„Ruhe — nur Ruhe, gnädige Frau!“ beschwichtigte Bressentin.

Endlich ließ sie die Arme schlaff sinken. „Ja,“ flüsterte sie noch einmal, „ich will Ihnen alles sagen — die ganze — volle — Wahrheit!“

Und mit einem entschlossenen Ruck stand sie auf.

Sie sah die Bewegung nicht, die hüben und drüben in den Parteien entstand, sie hörte nicht das plötzlich im Zuschauerraum wieder einsetzende und anschwellende Geplüster. Ihr Blick klammerte sich an das ruhige, ernst forschende Gesicht des Vorsitzenden. Und es verwandelte sich für sie: es schien ihr plötzlich die Züge Wjtschnewskis anzunehmen.

„Ich habe jahrelang die Last mit mir herumgetragen,“ sagte sie, noch immer tonlos, „aber heute will ich sie von mir werfen. Ja — hier. Ich bin so müde, so erschöpft, ich . . . ich kann nicht anders.“

Es klang hilflos und kindlich, wie sie das vorbrachte. Und doch merkte man ihre tiefe Erschütterung heraus.

Im Saal wagte man kaum zu atmen.

„Sprechen Sie sich ganz ruhig aus, Frau Zeugin. Lassen Sie sich auch Zeit. Setzen Sie sich, wenn das Stehen Sie angreift.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich will mich von einer schweren Schuld befreien. Ich habe seit der Trennung von meinem Mann eine Lüge mit mir herumgetragen, eine so schimpfliche, feige Lüge . . .“ Ein plötzlicher Weinkampf erfaßte sie. Sie ließ sich in den Stuhl sinken und warf sich mit beiden Armen auf den Tisch, das Antlitz darauf pressend.

Die Erregung im Saale war mächtig angewachsen. Im Zuschauerraum erhoben sich die meisten. Gernot hatte sich gleichfalls aufgerichtet. Staunend blickte er seine Verlobte an. Zwischen Doktor Heinroth und seinen Anwälten wurden ein paar hastige Wechselreden geführt.

Die Glocke des Vorsitzenden ertönte. Bei diesem kurzen, schrillen Laut schrak Asta wieder empor.

„Was meinem Mann vorgeworfen wird, die Schuld damals, die trifft nicht ihn, sondern uns — jawohl, ganz allein mich und meinen Vater!“ Sie sprach jetzt in viel klarerem und feisterem Ton. Ein großer innerer Entschluß gab ihr die Kraft. „Wir beide haben ihn dazu getrieben, Schritt für Schritt, die Schuld auf sich zu nehmen. Wir haben ihm seinen Ausweg gelassen. So ist es gekommen. Und wo er endlich am Abgrund stand — wehrlos, in unsere Hand gegeben — da haben wir ihn unbarmherzig . . . da haben wir ihn hinuntergestoßen . . . Wir! Jawohl, wir beide!“

„Ruhe, Ruhe doch!“ mahnte der Richter. Dem wieder schien Asta eine Nervenschwäche anzuwandeln zu wollen. Der Vorsitzende hatte sich von seinem Platz erhoben, von der überraschenden Wendung persönlich mit ergriffen, gleich den Besitzern, gleich allen im Saal Anwesenden.

„Sie sollen alles erfahren. Hier ist die Stelle, wo ich's sagen muß. Der Plan zu der Täuschung damals stammte nicht von meinem Mann. Er ging von meinem Vater aus. Mein Gatte hat sich gestraubt, gewehrt, er wollte es nicht dulden, er wollte es noch in letzter Stunde unmöglich machen . . . Aber wir hielten ihn mit Drohungen, mit Vorstellungen . . . Und die Hände waren ihm gebunden . . . Ja, das muß ich mir endlich von der Seele wälzen, ich muß . . .“

„Also geben Sie zu, daß damals statt der Vethel ein anderes Pferd nach New York hinübergeschickt worden ist?“

„Ja — die Minka!“

Wie ein Aufatmen ging's durch den Saal.

„Wann entstand der Plan dazu bei Ihrem Vater?“

„Er hatte die Vethel an Patterson schon fest verkauft, noch bevor mein Mann darum wußte. Die erste Zahlung war beim Abschluß fällig gewesen. Er hatte sie hier in Berlin bei der Bank erhoben. Eile tat Not, er mußte rasch zu Bargeld kommen, denn die Gläubiger drängten, und alle anderen Hilfsmittel waren erschöpft. Sein Gehalt war mit Beschlagnahme belegt. Meine Ausstattung war ausgeklagt. Während mein Mann auf dem Übungsritt mit der Vethel unterwegs war — wollte man schon pfländen . . . Immer wieder hatte mein Vater die Leute damit hingehalten, daß er allen Verpflichtungen nachkommen könnte, sobald die Vethel verkauft wäre . . . Aber da kam mein Mann plötzlich mit der Unglücksbotschaft aus Palzarone an: die Vethel war eingegangen!“

Wieder das Raunen und Flüstern im Saal. Es sah jetzt niemand mehr auf seinem Platze. Die Mehrzahl der hinten Stehenden erhob sich auf die Fußspitzen.

„Entsinnen Sie sich noch des Tages?“

„Ja. Es war ein Sonnabend — der 19. Juni. Am selben Tage noch reiste mein Vater mit Theo ab. Nach dem Gestüt, um wenigstens die Minka gut an Patterson zu verkaufen.“

„Und Ihr Mann brachte dann die Minka nach Hamburg und lieferte sie dort an Mr. Bright ab?“

„Hingeführt hat er sie. Aber nicht an Mr. Bright, sondern an meinen Vater hat er sie abgeliefert.“

„So. Ihr Vater war inzwischen also nach Hamburg gefahren?“

„Ja. Während mein Gatte die Minka einritt, um sie Mr. Bright vorzuführen. Und mein Vater war in Horn bei

Hamburg mit Mr. Bright zusammengetroffen, dem er sagte: die Lethel wäre unterwegs.“

„Ihr Mann wußte zu dieser Zeit also noch nicht darum, daß diese Unterschlebung geplant war?“

„Nein. Er erfuhr davon erst, als der Handel schon fest abgeschlossen war. Als er am Morgen nach seiner Ankunft in Hamburg das Hotel verließ und sich im Stall einfand, um nach dem Pferd zu sehen, war es schon an Bord.“

„Demnach hätte es Herr von Soter selbst an Mr. Bright abgeliefert?“ Der Vorsitzende richtete an den Jockey eine Zwischenfrage, die der Dolmetscher übersetzte.

Mr. Bright zuckte die Achsel. Menschenphysiognomien könnte er sich nicht auch noch Jahre lang merken, sagte er. Der Verkaufsvertrag hätte aber die Unterschrift des Freiherrn von Gamp getragen, das könnte er beschwören.

Suchend wanderten die Blicke der Mehrzahl durch den ganzen Saal, um Sirt von Soter zu erspähen. In dem dichten Gedränge an der Tür war er nicht zu ermitteln. Auch der Vorsitzende hatte sich schon mehrmals umgeblickt. Nun winkte er den Nuntius heran und gab ihm mit halblauter Stimme eine Weisung. Der Gerichtsbote verschwand darauf.

„Sie sagten, Ihr Gatte hätte sich gegen die Unterschlebung gestraußt?“

„Es ist in Hamburg zwischen den Herren zu einem erbitterten Streit gekommen. Aber mein Vater blieb Sieger, weil er sagte: mein Schicksal wär's, um das sich's handelte. Noch am Mittag verließ mein Gatte Hamburg. Nachmittags um fünf Uhr traf er bei mir ein, um die Sache mit mir zu besprechen.“

„Er hoffte, Sie würden ihm beistehen?“

„Ja. Es waren noch zwölf Stunden bis zum Abgang des Schiffes. Er schlug mir allerhand Pläne vor. Er wollte seinen Abschied nehmen, damit wir uns einschränken könnten. Nur den Betrug sollten wir nicht auf uns laden. Er forderte von mir, daß ich sogleich mit ihm zurückführe nach Hamburg, daß ich meinem Vater erklärte: ich verzichte auf den erlogenen Glanz.“

„Sie folgten ihm nicht?“

„Nein. Ich war zu feig. Es graute mir vor der Ungewißheit. Vor dem Glend. Und ich gab ihm die letzte Wahl. . . Wenn er meinen Vater bloßstellte, dann wär's zwischen uns aus, sagte ich ihm. Und darauf erst willigte er in alles ein. Denn er liebte mich.“ Sie ließ den Kopf sinken und setzte unter einem schmerzlichen Lächeln hinzu: „Er liebte mich mehr, als ich's verdiente. Ich war ihm alles, sein Abgott, und hab' ihn doch — zugrunde gerichtet. . .“

Wieder überwältigte sie die Erinnerung, und sie schluchzte in die gegen ihr Antlitz gepreßten Hände.

„Und als dann die Nachricht herüberkam, daß die Pseudo-Lethel beim ersten Rennen verlagte, entloß Ihr Gatte?“

„Er nahm seinen Abschied, so lang' er ihn noch in Ehren erhalten konnte. Er zweifelte nicht daran, daß alles herauskommen und daß er dann gleich meinem Vater vor Gericht gestellt werden würde.“

„Aber Ihr Vater ließ es darauf ankommen?“

„Ja. Und als Theo weg war, meinte er: ein Opfer genügte.“

„Also wendete er's hernach so, als trüge sein Schwiegerohn die Schuld allein?“

„Er sprach es nie aus. Aber er widersprach auch nicht.“

„Und Sie, Frau Zeugin? Haben Sie einmal den Versuch gemacht, seine Ehre zu retten?“

„Ich habe nicht den Mut gehabt. Ich schwankte oft. Aber immer wieder sagt' ich mir: du zerst deinen eigenen Vater vor den Richter, wenn du die Wahrheit sagst. Und so spielte ich das verlogene Spiel mit — trotzdem es mich peinigte, trotzdem ich von seinen Leiden hörte. . . Ich war in einem Taumel, in einem wilden, wirren Taumel, auf der Glücksjagd, mit dem heißen Lebensdurst. . . Und als man mir die Hand bot, aus den häßlichen Ver-

hältnissen hinauszukommen, in eine reine, klare Sphäre, da — da. . . Ich schwankte noch bis zum heutigen Tage, bis zu dieser Stunde, bis ich vorhin dieses Haus wieder betrat. Draußen im Gang begegnete ich meinem Mann — dessen Unglück wir verschuldet haben — ich sah ihn an, wie er mich bemitleidete, wenn nicht verachtete. . . Und da schrie's in mir auf. . .“ Ihre Stimme war in erschütterndes Schluchzen übergegangen. „Ich fühlte, daß ich ihn noch immer liebe — und daß für meinen Vater nichts in meiner Brust mehr lebt als Zorn — ja vielleicht Haß!“

Eine mächtige Bewegung war durch den ganzen Saal gegangen. Asta hatte sich in den Stuhl sinken lassen. Vor sich hinweinend, blieb sie fast unbeweglich sitzen. Überall, auf allen Bänken, erhob sich nun Geslüster und Gemurmel.

Durch die Gangtür trat der Nuntius ein und stattete dem Vorsitzenden, der sich in eifrigem Gespräch mit den Beisitzern befand, eine Meldung ab.

„Herr Zeuge Sirt von Soter!“ rief der Richter laut in den Saal hinein.

Niemand meldete sich.

„Ist der Zeuge vielleicht im Zuhörerraum?“

„Zu Beginn der Vernehmung der Baronin von Gamp stand er hier an der Tür!“ meldete ein Herr von der Tribüne.

„Ich ordne die sofortige Festnahme des Zeugen Sirt von Soter an wegen dringenden Verdachts des Meineides!“

Asta erhob jetzt den Kopf und sah sich hilflos um.

Aller Blicke hefteten sich an Gernot, der mit undüsterter Miene — fassungslos über das Geschehene — neben seinem Rechtsvertreter stand. Er wendete sich nun dem Vorsitzenden zu und sagte langsam, fast schwerfällig, so, als bereitete es ihm Mühe, die Worte zu finden:

„Nach den Erklärungen, die wir soeben gehört haben, ziehe ich meinen Klageantrag zurück. Ich erkenne an, daß meinem Prozeßgegner der Wahrheitsbeweis für seine Behauptungen geglückt ist.“

Die Mehrzahl der Anwesenden fühlte sich in ihren Erwartungen enttäuscht, geradezu um eine besondere Sensation gebracht: man hatte dem Auftreten Gamps mit größter Spannung entgegengesehen. Aber die Verhandlung selbst war nun rasch erledigt. Doktor Heinroth wiederholte, daß ihm die Absicht einer persönlichen Ehrenkränkung des Abgeordneten Doktor Gernot ferngelegen hätte. So war denn die Streit-sache erledigt, und der Richter verkündigte, daß der Kläger die Kosten des Verfahrens zu tragen hätte.

Während die Anwälte der beiden Parteien noch verhandelten, hatten zwei telephonisch herbeigerufene Kriminalbeamte eine kurze Unterredung mit dem Vorsitzenden gehabt. Eilig verließen sie jetzt den Saal, vom Nuntius begleitet.

Noch immer hielt das Publikum auf den Bänken aus. Es wollte durchaus noch mit ansehen — mit erleben — was nun weiter würde.

Gernot war auf seine Verlobte zugezogen und sprach zu ihr. Sie blickte aber nicht auf, hörte auch nicht zu weinen auf.

Nun näherte sich der Richter dem Zeugentisch und redete ebenfalls auf sie ein. Was er sagte, vernahm sie nur wie aus weiter Ferne. Er bot ihr an, in das anstoßende Richterzimmer mit einzutreten, um sich dort erst wieder zu sammeln. Er wollte ihr, da sie zu schwach schien, um ohne Stütze zu gehen, sogar den Arm bieten. Aber schreckhaft wich sie vor ihm zurück. Das eine furchtbare Wort, das er über ihren Vater ausgesprochen hatte, kam ihr wieder ins Gedächtnis.

Schließlich sagte Gernot in ruhigem, gefasstem Ton: „Wie immer sich unsere Wege von jetzt an gestalten, Asta, den Weg von dieser Stelle aus müssen wir gemeinsam zurücklegen. Du hast hier deine schwere Pflicht getan. Die meine ist's, an deiner Seite zu sein, um dir beizustehen.“

Sie blickte ihn hilflos an, unter einem schmerzlichen Lächeln. „Ich war schlecht gegen dich, Erich.“

Er erwiderte nichts — er preßte die Lippen fest zusammen.

Noch ein paar Sekunden hielten sie stumm einander gegenüber — dann stützte sie sich auf seinen Arm, und sie verließen Schulter an Schulter den Verhandlungssaal.

Es waren die letzten Schritte, die sie gemeinsam tun konnten.

Die Abendblätter brachten bereits den telephonisch übermittelten Bericht über die Verhandlung. Bei einigen war der redaktionelle Schluß allerdings mitten in der Vernehmung der Baronin von Gamp erfolgt, so daß die eigentlichen Sensationen, die ihre Zeugenaussage geboten hatte, im Bericht noch fehlten. Mit Sperrschrift war in einem Teil der Stadtaufgabe aber die Notiz dem abgebrochenen Bericht nachgetragen: „Wegen dringenden Verdachts des Meineides ist soeben die Verhaftung des Zeugen Sirt von Sotter angeordnet worden. Der Verdächtige hat den Justizpalast noch während der Aussage seiner Tochter verlassen. Ein Fluchtversuch soll durch die sofort angerufene Hilfe der Kriminalpolizei verhindert werden.“

Eines dieser von der Druckwalze noch feuchten Blätter gelangte abends um sieben einhalb Uhr zum Kurfürstendamms in Gernots Wohnung und in Sabinens Hände.

Sabine hatte den ganzen Tag über nicht gewagt, das Haus zu verlassen. Sie lauschte jedem Geräusch. Immer hoffte sie, ein Wagen würde vorfahren und ihren Vater mit Asta bringen. Wenn ein Anruf am Telephon erfolgte, eilte sie erregt zum Apparat. Irgend eine Nachricht von ihrem Vater erwartete sie auf alle Fälle. Sie fand nicht die Muße, die Sammlung, sich mit einer Arbeit, einem Buch zu beschäftigen. Als die verschiedenen Zeitungen kamen, die ihr Vater hielt, überflog sie auch nur mit halb abwesendem Blick ein paar Spalten. Der Gedanke, daß eines der Blätter schon irgend eine Meldung über den Prozeß ihres Vaters bringen könnte, war ihr noch gar nicht gekommen.

Und da erwischte ihre Hand nun gerade eine der zuletzt hergestellten Abendzeitungen und ein Exemplar des Stadtaufgagentheils, der den ganzen aufregenden Bericht enthielt.

Sie traute ihren Augen nicht.

Bei der Lektüre war ihr's gar nicht möglich, sich Asta als die Sprecherin all' dieser ernst, leidenschaftlichen, ja fanatischen Worte vorzustellen.

... Was war nur geschehen? Was hatte diese ungeheuerliche Wandlung verursacht?

Ihre Spannung, ihre Erregung wuchs, je weiter ihr Blick von Zeile zu Zeile eilte.

Mit der Meldung über Sirt von Soters Verfolgung wegen Meineidverdachts brach der Bericht ab.

In fieberhafter Ungeduld harrete sie ihres Vaters.

Als kurz nach acht Uhr ein Wagen vorfuhr und draußen hielt, eilte sie aus dem Zimmer nach dem Flur, riß die Vorsaalktür auf und stürmte die Stufen der Marmortreppe hinab.

Gernot war's — aber er sah in dieser Stunde geradezu gealtert aus.

„Batting!“ schrie Sabine auf.

Mitten auf der Treppe fiel sie ihm in die Arme.

Er preßte ihren Kopf an sich, strich mit unsicherer Hand über ihr Haar und zog sie mit sich in die Wohnung. Sein Schritt war müde und schleppend.

„Ich hab' gelesen — in der Zeitung . . . O Batting, Batting!“

In Sabinens behaglichem Stübchen, das mit so viel sinniger Liebe von Asta eingerichtet worden war, hielten sie inne, ohne einander aus den Armen zu lassen.

„Das Schicksal hat mich dafür bestraft, daß ich noch einmal die Hand nach Jugend- und Glücksträumen hab' ausgestrecken wollen,“ sagte er. „Das ist nun alles vorbei. Wir bleiben allein beieinander. Wenigstens so lange, bis du mir untreu werden wirst. — Aber willst du mich denn auch noch?“

Ihre Augen schimmerten, und sie umarmte und küßte ihn, als ob sie ihn trösten mußte.

Sie sprachen dann nicht mehr von dem, was er am heutigen Tage verloren hatte. Sie sprachen nur noch von Astas Aussage.

In seiner ruhigen Schilderung wuchs das, was sie getan hatte, weit hinaus über die sittliche Kraft, die sie ihr zugetraut hatten. Es lag Größe in ihrem Entschluß — dieser Ausschrei aus gefoltertem Herzen war so ehrlich, so zwingend, so mitforttreibend, daß sie beide vergaßen, wie bitter unrecht sie ihnen getan hatte.

Gernot mußte sich noch für eine halbe Stunde auf sein Zimmer zurückziehen, um die Erklärung anzusehen, die er mit Justizrat Bressentin besprochen hatte und die vor elf Uhr auf dem Korrespondenzbureau sein mußte, von wo sie den Redaktionen der politischen Blätter weitergegeben wurde.

Als er damit fertig war und in Sabinens Zimmer zurückkehrte, traf er sie nicht an. Aber auf ihrem Schreibtisch lag bei der aufgedrehten elektrischen Lampe ein an ihn gerichtetes Briefchen.

Er öffnete es beunruhigt.

„Sei mir nicht böse, lieber Vater. Ich fahre zu Asta, um ihr die Hand zu drücken und ihr zu sagen, daß ich sie innig bewundere habe in dieser schweren Stunde. Es ist mir gerade jetzt schmerzlich, sie zu verlieren. Aber sie soll wissen, daß ich ihr um ihres großen Mutes der Wahrheit willen all' die kleinen Täuschungen vergeben habe. Und wir wollen als Freunde auseinandergehen.“ Sabine.

In Sinnen verloren stand Gernot da.

Natürlich mußte er Sabine sofort folgen. Sie durfte sich nicht solchen Aufregungen aussetzen. Wie die Dinge lagen, konnte Sirt von Soters Verhaftung stürmische Szenen im Gefolge haben.

Aber ihr vornehmer, großherziger Entschluß freute ihn.

... Sie war doch ein prächtiger Mensch, seine arme kleine Sabine, die nach der stillen, lieben Mutter nun auch noch ihre graziose, talentvolle, alle Welt bezaubernde „Bisemama“ verloren hatte . . .

(Schluß folgt.)



Vermisstenliste der „Gartenlaube“. Im Anschluß an die in Nr. 47 des vorigen Jahrganges veröffentlichte Vermisstenliste, lassen wir heute eine Fortsetzung folgen mit dem Wunsche, daß auch diese einen ebenso guten Erfolg haben möge wie die vorhergehenden.

765) Fritz Hilbig, 1871 in Berlin geboren, hielt sich im Jahre 1899 in Sansibar und Zanzibar auf. Bei Masching gefangen genommen, entfloh er nach Kapstadt und verheuerte sich als Matrose auf ein nach China fahrendes Schiff. Aus Schanghai landete er im Juli 1900 die letzte Nachricht an seine Mutter, die, sehr leidend, nach dem ihr allein noch verbliebenen Sohn sich sehnt.

766) Der Schornsteinfeger Wilhelm Böslter, seine Frau Johanna, geb. Peter, und seine zwei Kinder Richard und Ida werden von ihrem Sohn und Bruder Karl Böslter geahndet. Letzterer ist seit seinem zwölften

Lebensjahr von seinen Angehörigen getrennt. Bis 1887 haben diese in Rath, Hengersdorf bei Lauban gewohnt und sind dann verzogen.

767) Im August 1904 reiste der Zigarrenmacher Valentin Gueter von Brooklyn nach Deutschland, um seinen Vater in Bedtheim zu besuchen. Er hielt sich im Hannoverischen auf und erkrankte in Stöden. Hier wendete er sich an die Polizei und wurde durch einen Wäckermeister August Wemmel nach Hannover zur Polizei gefahren, die ihn in ein Spital gebracht haben soll. Näheres ließ sich nicht feststellen, und es fehlt jeder Anhalt über den Verbleib des Mannes. Gueter ist 50 Jahre alt, kahlköpfig, hatte rötlichen Schnurrbart, vom Daumen der rechten Hand fehlte ihm das Vorderglied, und er hatte in seiner Jugend das Nasenbein gebrochen. Frau und Tochter des Verstorbenen bitten dringend um Auskunft.

768) Gesucht wird der im Jahre 1859 nach Brasilien ausgewanderte Maurer Friedrich Christoph Diez, 1840 in Hettfeld, Provinz Sachsen, geboren. Er hatte sich zuerst in Sao Francisco, dann in Rio de Janeiro aufgehalten und war von da nach Belem gelangt, wo sein letzter Brief im Mai 1860 aufgegeben ist.

769) Von ihrem Bruder wird Margarete Nobis gesucht. 1894 war sie in Leipzig und sandte von da Nachricht. Später soll sie in Berlin gewesen sein. Alter jetzt: 22 Jahre.

770) Konrad Hofmann aus Lichtenstein i. Sa., 1879 geboren, ging mit 18 Jahren nach Amerika und schrieb im Oktober 1900 aus Alaska. Er war damals schon zwei Jahre in Alaska, zuerst in Dawson City, dann in Copp-Nome, wo er zwei Goldminen gelaufen hatte. Seitdem fehlt jede weitere Nachricht von ihm, weshalb sich seine Eltern sehr um ihn sorgen und für ein Lebenszeichen dankbar wären.

771) Der im Jahre 1846 geborene Wirtschaftsbeamte Clemens Hippolyt Littmann wird hierdurch aufgerufen, um eine ihm zugefallene Erbschaft in Empfang zu nehmen. Der Gesuchte war 1895 auf dem Dominium Niebisch kurze Zeit in Stellung.

772) Friedrich Lehling, Tischler aus Gr. Wültnitz, 1853 geboren, von dem im Frühjahr 1884 von Renab-Bis in Nordamerika die letzte Nachricht kam, wird von seinem Stiefbruder gesucht.

773) Der 24 Jahre alte Krankenwärter Billy Roderburg aus Köln war seit 1900 in New York, zuletzt im Mount Sinai Hospital tätig und hat seit 8. Mai 1904 nichts mehr von sich hören lassen. Mutter und Schwester bitten ihn um ein Lebenszeichen.

774) Robert Gustav Hahn, 1868 in Dresden geboren, wird gesucht. Er wanderte im Jahre 1884 nach Amerika aus und hat bis 1892 seinen Angehörigen regelmäßig geschrieben. Die

zug 1870/71 mitgemacht. Im Jahre 1884 ist er von Berlin verzogen, ohne Angabe wohin.

779) Gesucht wird der ehemalige Gendarmrie-Postenführer Julius Pleier, geboren 1854 zu Grassitz in Böhmen, zuletzt in Teplitz angestellt. Er hat am 1. Mai 1885 seinen Dienst verlassen und ist seitdem spurlos verschwunden.

780) Der Müllergehilfe Friedrich Christian Volkraht Neeb's aus Mecklenburg ist schon lange verschollen. Er würde, wenn er noch lebte, jetzt 76 Jahre alt sein. Wegen einer Erbschaft wird jetztstellen gesucht, wo er sich aufhält bzw. ob und wo er gestorben ist.

781) Der jetzt im 72. Lebensjahr stehende Windmüller Friedrich Karl Robert Fiedler aus Schraplau wird von seinem Sohn gesucht. Er wanderte im Jahre 1863, nachdem ihm seine Frau gestorben war, nach Amerika aus und ließ zwei Kinder zurück. Im Jahre 1876 schrieb er aus Medfield Mass., daß er sich wieder verheiratet habe. Seitdem hat er nichts wieder von sich hören lassen.

782) Ein anderer Auswanderer wird von seinen Eltern gesucht. Hermann Wildschütz, 1869 in Albeise in Braunschweig geboren, gelernter Kellner, reiste 1893 nach Chicago und bald darauf nach San Francisco, wo er im Palace Hotel angestellt war und bis 1898 auch regelmäßig Nachricht sandte. Zu seinem letzten Brief schrieb er, daß er wahrscheinlich nach Alaska gehen werde. Seine Mutter ist schwer krank und möchte ihn noch einmal sehen oder wenigstens ein Lebenszeichen von ihm haben.

783) Heinrich Hermann Kau-risch, Landwirt aus Pchauitz in Sachsen, 1833 geboren, bis 1881 in Görditz bei Meißen in Stellung, wird wegen einer ihm zugefallenen kleinen Erbschaft aufgerufen.

784) Ein greiser Vater bangt sich um das Schicksal seines Sohnes, des



Reliefs am Sockel.



Das Bismarck-Denkmal in Darmstadt. Ausgeführt von L. Habich und Fr. Püker.

letzte Nachricht hatte er aus Oil City in Pennsylvania gegeben.

775) Eine trostlose Frau und ihre drei Kinder suchen den verschollenen Gatten und Vater, den im Jahre 1874 in Weiskirchen in Böhmen geborenen Kleider Franz Wolfgang Wagentin. Er verließ im Jahre 1900 seine Familie und sandte zuletzt am 10. März 1901 aus dem Spital in Hadersleben Nachricht.

776) Robert Ernst Schreyer (alias Smit oder Smitt) wird durch seinen Bruder aufgerufen. Der Verschollene, 1853 in Württemberg geboren, ist gelernter Schiffer. Seit 1891 fehlt jede Spur von ihm. Vielleicht hält er sich in Amerika auf, wo er vor Jahren unter dem Namen Smit als Matrose gewesen sein soll.

777) Seit zwölf Jahren hat der Tischler Fritz Wömpener seinen Angehörigen nicht mehr geschrieben. Wömpener ist 1854 in Hannover geboren, wanderte vor etwa 25 Jahren nach Südamerika aus und war zuletzt Werkführer in einer Tischlerei in Buenos Aires. Seine Adresse lautete Calle Monte Montevideo. Er war mit einer Deutsch-Brasilianerin verheiratet; Kinder waren nicht vorhanden.

778) Karl Schröder, Kellner aus Havelberg, 60 Jahre alt, wird von seinen beiden Schwestern gesucht. Schröder hat den Feld-

gebiet und nahm im November 1904 eine Stelle als Handlungsreisender an. Vom 16. auf den 17. November 1904 übernachtete er im Goldenen Lamm in Simmern am Hunsrück, das er morgens, ohne seinen Reisefloffer mitzunehmen, verlassen haben soll. Von da ab fehlt jede Spur von ihm.

785) Frau und Kinder hat der Stellmacher Johann Tillmann aus Klemmerwitz verlassen. Er arbeitete im März 1905 in Mohorn bei Dresden und meldete sich dort auf Wanderschaft ab. Ende März soll er in Meißen um Arbeit gefragt haben. Seitdem ist er verschwunden.

786) Der Arbeiter Johann Christian Adam aus Waslow, 1826 geboren, der vor nahezu 50 Jahren nach Amerika ausgewanderte, wird von Verwandten aufgefordert, sich zu melden.

787) Am 29. September 1875 wurde in Frenzlau, Mühlenstr. 651, ein Mädchen geboren, das von der Mutter bald darauf einem Manne übergeben wurde, der es als Pflegekind aufzog. Über die Mutter des Kindes ist nichts weiter als der Name Emilie Wieland bekannt. Ihre Tochter wünscht sehnlichst sich mit ihr in Verbindung zu setzen.

788) August Magdener, 1877 in Wien geboren, gelernter Zuckerbäcker, ließ sich im Februar 1903 auf dem Dampfer „Herodot“ der Deutschen Dampfschiffahrtsgesellschaft „Kosmos“ in Hamburg als Koch anmunistern. Nach Ausbruch letzterer ist er auf seinen Wunsch in Ocos in Zentralamerika an Land gegangen und hat sich wahrscheinlich nach Mexiko gewendet. Seine Eltern bitten um ein Lebenszeichen.

789) Die beiden Brüder Anton und Alois Steinhäuser aus Reichenhofen in Württemberg, geboren 1865 bzw. 1866, gingen im Jahre 1873 mit ihrer Mutter nach Amerika. Ende der siebziger Jahre kam die letzte Nachricht aus Sandusky. Ihr Stiefbruder wünscht sich mit ihnen in Verbindung zu setzen.



Der ungarische Ministerpräsident Dr. von Bekerle.

790) Gesucht wird von seiner betagten Schwester der Lehrersohn Karl Oskar Frid, geboren 1846 in Linda bei Neustadt a. Orla, der als Kaufmann im Jahre 1867 nach Amerika, angeblich nach Minnesota, auswanderte und nichts wieder von sich hören ließ.

Das Bismarck-Denkmal in Darmstadt. (Zu den Abbildungen auf der nebenstehenden Seite.) Am 1. April, dem Geburtstag des Großen Kanzlers, ist in Darmstadt in Gegenwart des großherzoglichen Paares und unter großer Beteiligung von Zivil und Militär das nebenan abgebildete Bismarck-Denkmal enthüllt worden. Wir greifen

es aus der großen Zahl der Bismarck-Standbilder heraus, weil es um seines hervorragenden künstlerischen Wertes willen besondere Beachtung verdient. Ein Sockel aus Muschelkalk trägt, wie ersichtlich, den eiserernen Kanzler, der in Mantel und Helm in martiger Haltung dargestellt ist. Die Gesamtanlage des als Brunnen gehaltenen, acht Meter hohen Monumentes rührt von Professor Häber-Darmstadt her, die Statue selbst hat Professor Habich, ebenfalls in Darmstadt, entworfen. Von besonderer Schönheit sind die Reliefs des Sockels, die unsere Väter wiedergeben, die einsam auf starkem Ross dahinziehende Gestalt des Eroberers und die Großmutter im Lehnstuhl, die der Schar der blühenden Enkel von Bismarck erzählt.

Dr. Alexander von Bekerle. (Zu dem obenstehenden Bildnis.)



Vom Ausbruch des Vesuv.

Nach langem Kampfe zwischen der Krone und der Parlamentsmehrheit in Ungarn ist Anfang April in der Wiener Hofburg ein Friedensschluß



Ruine eines Palais in Boscotrecase am Vesuv.

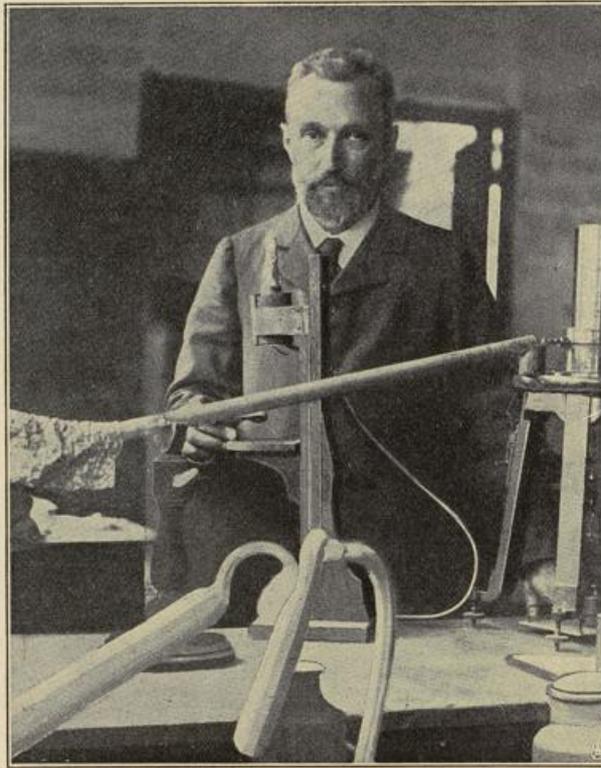
vollzogen worden. Ein neues und von allen Seiten als verfassungsgemäß und geschäftsfähig anerkanntes Ministerium ist gebildet worden, und der Kaiser hat den schon durch seine frühere Tätigkeit bekannten Ministerpräsidenten Dr. von Bekerele zur Übernahme des Präsidiums veranlaßt. Die langvollsten Namen Ungarns sind in dem neuen Ministerium, dem u. a. Graf Julius Andrássy, Graf Albert Apponyi und Franz Kossuth angehören, vereinigt. Der Friedensschluß nach den langwierigen inneren Kämpfen kann jedenfalls freudig begrüßt werden, gibt er doch den Ausblick auf ein ehrenreiches Zusammenwirken Ungarns mit Oesterreich sowohl auf wirtschaftlichem wie auf militärischem Gebiete.

Vom Vesuv. (Zu den beiden Abbildungen auf der vorhergehenden Seite.) Die charakteristische Berglinie, die dem Golf von Neapel sein Gepräge gab, die jedem unvergeßlich ist, der einmal das schöne Neapel sah, ist verschwunden, wenn nicht der vertraute Berg uns an, seines weißen Gipfels beraubt. Es ist, als schäme er sich des läglia geduckten Nackens — so fest hat er die Wollentappe aufgestülpt, aber der verräterische Feuerstein, der immer noch aus der zuckenden Wolke bricht, zeigt die Wunde, die der zornige Berg sich selbst geschlagen, die Einrentung ist deutlich zu sehen! Unägliche Elend hat der Ausbruch des Vesuv über das Völkchen gebracht, das sich immer wieder, der drohenden Zeichen, der furchtbaren Erinnerungen nicht achtend, auf dem gefährlichen Boden anbaut, mit Weinstöcken und Oliven immer wieder an den unheimlichen Berghängen emporlettert, der Erde treu, die frugvoll und gütig zugleich, die geringste Mühe mit reicher Ernte lohnt! Unzähligmal im Lauf der Jahrtausende hat der Vesuv sein graufiges Zerstörungswort getan, die Menschen zu Hunderten gemordet, die Klaren und Städte zerstört, und immer wieder hat das Land am Golf in paradiesischer Schönheit geblüht und gelacht. So wird auch diesmal wieder neues Leben aus den Ruinen blühen, wenn die Trauerlagen verstummt und die Zeugen der Schreckenstage, Ruinen, Geröll und Asche, aus dem Wege geräumt sind. Schon beginnt das schwer geprüfte Volk wieder aufzuatmen, schon klirrt die Hacke, die Pflugchar wieder — wären die toten Bäume, die geborstenen Häuser nicht, der Fremde würde an die Furchtbarkeit des jüngsten Ausbruchs kaum glauben.

Die furchtbare Erdbebenkatastrophe in San Francisco

schleicht sich als neues erschütterndes Glied an alle vorhergehenden elementaren Schrecken ereignisse an, über die die Welt noch nicht zur Ruhe gekommen ist. Diesmal ist es Amerika, das mit einer seiner blühendsten Städte in einer Weise gefährdet und geschädigt wurde, deren Folgen noch nicht zu übersehen sind. Die bis zu dem Augenblick, in dem wir diese Zeilen schreiben, vorliegenden Nachrichten sprechen von Tausenden von Toten, der Schaden

ist auf mehr als hundert Millionen Dollar zu schätzen, und ein Feuer wüthet in der Stadt, das die Panik ins Grenzenlose steigerte und neue Opfer unausbleiblich macht. In der Frühe des 18. April erfolgten die ersten drei Erdstöße, der dritte war der verhängnisvollste. Was die Trümmer nicht unter sich begraben, suchte zu fliehen, die Telegraphenverbindungen wurden fast gänzlich zerstört, es fehlte an Wasser, um die an allen Ecken und Enden ausbrechenden Flammen zu löschen. Kurz nach 8 Uhr erfolgte ein zweites Erdbeben, das zum Glück nur von ganz kurzer Dauer war. Ebenso wie San Francisco wurde die Stadt Sacramento von der Katastrophe heimgesucht. Jeden wird ein schmerzliches Gefühl durchziehen, daß gerade San Francisco, diese wundervolle Stadt, dem Element zum Opfer fiel. Sie war nicht wie viele andere amerikanische Städte nur praktisch und nüchtern, sondern sie war schön, hübsändischer Glanz umspielte sie und die herbe Ruhe nordischer Linien machte sie noch malerischer. 400 000 Einwohner sahste San Francisco, das an der großen Meeresbucht „Golden Gate“ im nördlichen Kalifornien liegt. Hier hatten die überreichen Leute ihre Wohnstätten, und hier pulsierte ein kaleidoskopartig buntes Leben. Ein Opfer der Katastrophe wurde auch das prächtige und neue Stadthaus, das wir hier abbilden und das jüngst erst mit einem Kostenaufwand von 7 Millionen Dollar entstanden ist.



Pierre Curie †.

deutung eine tiefe Lücke gerissen worden. Ein Unfall hat dies unendlich tätige Leben unerwartet am 19. April abgeschlossen. In Paris, wo er gestorben, wurde Curie im 1859 als Sohn eines Physikers geboren. Des Lebens ähneren Glanz hat der Gelehrte nicht empfunden, in dieser bescheidenen stillen Natur war nichts größer als die Hingabe an die Wissenschaft. Und in seiner Gattin, einer polnischen Studentin in Paris, die er 1897 heiratete, wurde ihm eine Gefährtin beigegeben, die ihm, dem Findfunder, in treuer Mitarbeiterchaft zur Seite ging. Das Jahr 1898 brachte den beiden Forschenden die Frucht rastloser Arbeit und bereicherte mit der Entdeckung des Radiums die Wissenschaft um einen ungeheuren wichtigen und kostbaren Faktor. Ehren und Ehrungen fluteten zu den Erfindern, aber sie machten Halt vor ihrer Bescheidenheit, das Kreuz der Ehrenlegion lehnte Curie ab, er verwies dabei auf die wertvolle Mittätigkeit seiner Frau. Den ihnen im Jahre 1903 verliehenen Nobelpreis verwandten sie vollständig zur Anschaffung neuer Apparate für weitere Experimente. So ist der Tod des verdienten Mannes ein unerklärlicher Verlust, für seine treue Lebensgefährtin, die Wissenschaft und die Welt. Aber sein Name wird durch alle Zeiten gehen.



Das neue Stadthaus in San Francisco vor der Zerstörung.



Am Reiherstieg in Hamburg.
Gemälde von Hans Bohrdt.

